Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Dritter Jahrgang. Band 24.

Lebend oder tot.

Roman in zwei Bänden

von

Hugh Conway

(F. J. Fargus).

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Natalie Rümelin.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1887.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Einsamkeit.

Wie wenig ahnte Philipp Norris, der einsame Knabe, der stundenlang an der See lag und von Tragödien und Erzählungen träumte, die er künftig schreiben wollte, daß die erste und vielleicht einzige Geschichte, die er je berichten würde, seine eigne sein werde; daß es von all den feinen Knoten, die er schürzte — Knoten, die größtenteils unbewußte Plagiate aus von ihm gelesenen Büchern waren — die vielfach verschlungenen Fäden seines eignen Lebens sein würden, die ihn, wenn er sie entwirrte, zu viel sonderbareren Begebenheiten, zu wunderbareren Verwicklungen und zu größeren Ueberraschungen leiten sollten, als seine Einbildungskraft sie hätte ersinnen können! Und doch schien sein Leben zu jener Zeit so prosaisch und alltäglich zu sein!

Denn ich, der vorerwähnte Philipp Norris, habe mein Leben, wenigstens soweit ich mich erinnern kann, stets in demselben Haus, an demselben Ort verbracht. Warum dieses Haus erbaut worden ist, war für jedermann ein Geheimnis; da aber nur wenige Menschen etwas von seinem Vorhandensein wissen, muß das Wort „jedermann“ in einem sehr beschränkten Sinn genommen werden. Das Haus liegt meilenweit von der Landstraße ab und, da nie ein nennenswerter Grundbesitz mit demselben verbunden war, kann es nie dazu bestimmt gewesen sein, als Meierei benutzt zu werden; sein Aeußeres verrät auch auf den ersten Blick, daß es der Wohnsitz eines vornehmen Mannes ist, obgleich derjenige, der es erbaut hat, offenbar wenig Wert darauf legte, es leicht zugänglich zu machen. Hohe, schroffe Felsen erheben sich zur Rechten und Linken; das Thal, in dem das Gebäude liegt,

endigt mit einem steilen Hügel, der sich in einem Hochmoor verliert. Dies sind drei Seiten des Rahmens, die vierte bildet das Meer, auf das alle Fenster der nach Norden gelegenen Vorderseite des Hauses gehen.

Zweites Kapitel.

Wiedererkennen und Verleugnung.

Als ich vierzehn Jahre alt war, gab mir mein Vater ein Boot. Offenbar wünschte er nicht, daß ich ein Einsiedler werde wie er; denn er ermunterte mich auf jede Weise dazu, meine Freistunden außer dem Hause bei jeder mir angenehmen Unterhaltung oder Beschäftigung zu verbringen. Jahrelang trieb ich mich, wenn das Wetter nur einigermaßen verlockend war, täglich zwei bis drei Stunden auf dem Wasser herum. Die Fischer und ich waren geschworene Freunde und ihre Boote standen stets zu meiner Verfügung, auch lehrten sie mich alle ihre Kunstgriffe so gründlich, daß ich mit vierzehn Jahren im stande war, ein Boot so gut wie einer von ihnen zu lenken. Da ich die Küste genau kannte, für mein Alter stark und mutig war und außerdem schwamm wie ein Fisch, so wurde ich an meinem vierzehnten Geburtstag zu meinem höchsten Entzücken Besitzer eines starken, tüchtigen, schön aufgetakelten Bootes. Es war ein offenes etwa achtzehn Fuß langes Fahrzeug, das leicht von einem Mann regiert werden konnte, und ich verbrachte, stolz auf meinen neuen Schatz, in den paar nächsten Monaten jeden Augenblick, den ich erübrigen konnte, meistens allein auf der See. Eines Morgens, als ich mich, zwar durchnäßt aber strahlend vor Glück, von einem scharfen Westwind unter dem Focksegel treiben ließ, bemerkte ich eine kleine Jacht, die nach dem Ufer zuhielt. Da eine Jacht stets ein Gegenstand der Freude und der Neugier für mich war, und außerdem eine solche an der Küste von North Devon nicht allzu oft gesehen wurde, wendete ich mein Boot und segelte so nah als möglich an ihr vorbei. Aus irgend einem mir unerfindlichen Grunde zauderte sie, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt, gerade unserer kleinen Bucht gegenüber. Als ich, ihre weißen Segel,

die spitz zulaufenden Spieren und schönen Umrisse bewundernd, an der Jacht vorüberflog, rief mich jemand vom Verdeck an und fragte, ob ich nicht seitwärts an das Schiff herankommen könne. Die Brise war zwar stark und die See unruhig, aber ich sah darin nichts, was mich hätte abhalten können, diesem Wunsche nachzukommen. Ich wendete windwärts, reffte meine handlichen Segel, griff zu einem Paar kurzer Ruder und erfaßte wenige Minuten später ein Tau, das mir von der Jacht aus zugeworfen wurde. Zwei Herren bogen sich über die Brüstung und sprachen mit mir, während ich mein Boot in respektvoller Entfernung hielt.

„Können wir dort drüben landen?“ fragte der eine und deutete auf die Bucht.

„Ja, sehr gut,“ antwortete ich.

„Wir müssen einen kranken Freund ans Land setzen. Er besteht darauf, uns zu verlassen.“

Beide Herren lachten bei diesen Worten herzlich.

„Ich will ihn mitnehmen, wenn er zu mir an Bord kommen kann,“ sagte ich.

„Besten Dank, Sie sind sehr gütig. Nun, Dunstable, raffe dich auf; die Erlösung naht!“

Nach kurzer Zeit tauchte noch ein Gesicht auf, ein Bild des schrecklichsten Elendes, Seekrankheit stand in jedem Zuge desselben geschrieben. Indessen schien Herr Dunstable trotz all seiner Leiden das Leben noch immer zu schätzen. „Ist es auch ganz sicher?“ stöhnte er. „Solch hochgehende See! So ein kleines Boot — und nur ein Junge, um es zu lenken!“

Ich sagte nichts und erwartete in gerechter Entrüstung seinen Entschluß.

„Sicher? Natürlich ist es sicher! Er regiert sein Boot meisterhaft. Der war schon in andrem Wetter draußen als in solch einer Brise, das sehe ich wohl. Hier, spring hinein, wenn du's fertig kriegst, aber entschließe dich rasch.“

Der Dulder blickte mißtrauisch auf mein Boot, das lustig auf den grünen Wogen schaukelte — dann verhalf ihm ein neuer Anfall seines Leidens zu einem Entschluß.

„Aber ihr beide könntet wohl mit mir kommen,“ sagte er flehend, „seid gut und bringt mich sicher ans Land!“

Sie lachten über seine klägliche Bitte.

„Ich mache mir nichts daraus, wenn Rothwell gern mitkommt,“ sagte der Jüngere. „Wenn uns unser junger

Freund wieder zurückführen will, gehe ich schon mit und bringe dich auf den richtigen Weg nach Hause."

Rothwell stimmte zu. Sie gaben ihrem Kapitän den Befehl, bis auf ein Zeichen von ihnen vor der Bucht zu kreuzen; dann legte ich mein Boot dicht an die Jacht an, die Herren benutzten einen günstigen Augenblick, Herrn Dunstable hinunter zu lassen, der sogleich, eine atmende aber fast leblose Masse, zwischen die Rudertaljen fiel, sprangen ihm nach, hißten die Segel und fort ging's.

Erst als wir in der kleinen sandigen Bucht angelegt und ohne Scheu vor nassen Füßen mein Boot ans Land gezogen hatten, fand ich Zeit, meine Fahrgäste genauer anzusehen. Als ich neben ihrer Jacht lag, war ich zu sehr damit beschäftigt gewesen, einen Zusammenstoß zu vermeiden, als daß ich ihre äußere Erscheinung hätte beachten können, und auf der Rückfahrt mußte ich meine ganze Aufmerksamkeit dem Steuer zuwenden, wenn ich die gute Meinung des Jachtbesitzers rechtfertigen und Herrn Dunstable die Grundlosigkeit seiner Angst beweisen wollte. Nun, als wir mein Boot trocken und hoch aufgegeit hatten und mir die beiden Herren für meine Hilfe dankten und mich wegen meiner nautischen Geschicklichkeit beglückwünschten, sah ich sie mir an. Es waren zwei von Sonne und Wind gebräunte, gut aussehende Männer; beide trugen praktische, auf Arbeit und Bequemlichkeit, nicht aufs Aussehen berechnete Anzüge. Trotz meiner beschränkten Erfahrung sah ich doch sofort, daß sie vornehme Herren waren; der Aeltere mochte etwa fünfundvierzig, der Jüngere zehn Jahre weniger alt sein. Herrn Dunstable zu beschreiben, will ich gar nicht versuchen, es wäre dies bei seinem augenblicklich wenig vorteilhaften Zustande ein Unrecht gegen ihn. Der arme Mann war noch immer fast leblos. Es ist eine unter den Leuten, die unter der Seekrankheit zu leiden haben, allgemein verbreitete Meinung, daß in dem Augenblicke, in dem ihr Fuß das Land berührt, alles Uebel verschwinde, allein bei ungewöhnlich starken Anfällen, wie es der von Dunstable war, ist dies nicht der Fall; es dauert manchmal Stunden, ehe das Wohlbefinden wieder hergestellt ist. Dunstables Freunde erzählten mir, sie hätten früh morgens Ilfracombe verlassen, um eine Fahrt auf dem Kanal zu machen, und den Armen überredet, sie zu begleiten. Nach ihrer Abfahrt sei die See unruhig und die Leiden ihres Gefährten so unerträglich geworden, daß er gebeten, ja sogar befohlen

habe, ihn am ersten besten Orte, wo dies möglich sei, zu landen, einerlei, wo oder wie weit von aller Civilisation entfernt. Nur ans trockene Land wollte er wieder. Sein Verlangen hätte vielleicht noch lange unerfüllt bleiben müssen, wäre ich nicht glücklicherweise als Retter erschienen.

„Und was ist nun zu thun?“ fragte der Aeltere der beiden, dessen Name Rothwell war. „Dunstable ist nicht in der Verfassung, zu gehen. Können wir wohl irgend welche Fahrgelegenheit bekommen?“

Auf der See, die Ruderpinne in der Hand, hatte ich mich fast als Mann gefühlt und demgemäß geredet; jetzt, am Ufer, war ich wieder ein schüchterner Junge, aber ich brachte es doch fertig, ihnen zu sagen, daß wir drei Meilen von der Landstraße entfernt seien und daß unser nächster Nachbar, der etwas wie ein Gig besitze, vier Meilen von hier wohne. Sie vernahmen diese Auskunft mit Schrecken.

„Der Teufel auch!“ sagte der jüngere Mann. „Und Dunstable droht noch immer zusammenzubrechen! Armer alter Kerl, schließlich mußt du doch wieder mit uns zurückgehen.“

„Nicht um tausend Pfund!“ sagte der Kranke schaudernd.

„Es muß sich doch noch irgend ein Ausweg zeigen,“ meinte Rothwell.

„Wie gelangt man denn zu dem Hause da oben?“

Die Erwähnung unseres Hauses rief mir die Pflichten der Gastfreundschaft ins Gedächtnis zurück.

„Das ist unser Haus,“ erwiderte ich, „aber es führt keine Straße, nur ein Saumpfad hinauf. Wenn Sie dies nicht abschreckt, kann Herr Dunstable sich eine oder zwei Stunden niederlegen und erholen, dann meinen Pony nehmen, und ich will ihm den Weg zeigen.“

„Sie sind ein freundlicher junger Mann,“ sagte Dunstable, „es würde mir gut thun, mich ein wenig hinzulegen.“

„Aber wir könnten eine Störung veranlassen,“ sagte Rothwell.

„Durchaus nicht,“ entgegnete ich eifrig, „nur mein Vater und ich wohnen da; bitte, kommen Sie — hier diesen Weg!“

Stolz auf meine unerwarteten Gäste wandte ich mich thalaufwärts. Sie führten Dunstable auf beiden Seiten und folgten mir. Als wir uns dem Hause näherten, sagte der Aeltere: „Sie müssen doch auch die Namen kennen, unter denen Sie uns Ihrem Herrn Vater vorstellen: der meine ist Rothwell “

„Und meiner Stanton," fügte sein Gefährte hinzu, „und dies ist Herr Dunstable von den Albany — ein sehr unterhaltender, lustiger Herr, wenn er ganz er selbst ist."

„Mein Name ist Norris," sagte ich, als ich sah, daß sie mich fragend anblickten.

„Bitte, Herr Norris," fuhr Rothwell fort, „lassen Sie uns Ihrem Herrn Vater und Ihnen schon im voraus danken für die Gastfreundschaft, die Sie uns erweisen. So, nun wollen wir weiter gehen und unsern armen Freund zu Bette legen."

Ich führte die Herren in unser Haus, rief die Haushälterin und übergab ihr Dunstable, um ihn in ein Zimmer zu bringen, in dem er sich zu Bett legen und seine Leiden verschlafen konnte. „Ich werde etwas zum Essen für Sie bereit haben, wenn Sie aufwachen," hörte ich sie sagen, als sie mit ihm die Treppe hinaufstieg.

„Ach, um Gottes willen, sprechen Sie mir nicht vom Essen," stöhnte er. „Aber Sie werden einen ganz guten Appetit haben, wenn Sie wieder so weit sind," tröstete seine Führerin und öffnete die Thüre eines Schlafzimmers, in dem er und seine Leiden verschwanden.

Mein Vater befand sich wie gewöhnlich in seiner Bibliothek. Ich bat meine Gäste, Platz zu nehmen, während ich ihn rufen wollte. Ehe ich dies thun konnte, öffnete sich die Thüre und er trat ein; ich begann gerade vorzustellen: „Das sind die Herren Rothwell und Stanton," als der erstgenannte Herr mit den Zeichen der größten Ueberraschung vorwärts sprang und meinem Vater beide Hände entgegenstreckte. „Du," hörte ich ihn sagen, als er durch das Zimmer eilte. „Du an diesem einsamen Ort? Und wie habe ich dich Jahre und jahrelang gesucht!" Doch mein Vater gab kein Zeichen des Erkennens. Er richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und rührte weder Hand noch Fuß. Die Ueberraschung über die sonderbare Begrüßung von seiten seines Gastes verschwand bald von seinem Antlitz und machte einem leichten Lächeln Platz.

„Ich glaube, Sie verwechseln mich mit jemand anderm," sagte er ruhig. Rothwell stutzte bei dieser Antwort; er sah meinem Vater einige Sekunden lang voll ins Gesicht. „Ich kann mich nicht täuschen! Du hast dich sehr verändert, das ist wahr; aber es ist auch lange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Du bist, du mußt der Mann sein, den ich meine."

„Das ist eine sehr unbestimmte Beschreibung," antwortete mein Vater langsam und gleichgültig. „Mein Name — wie Ihnen mein Sohn wohl schon gesagt haben wird — ist Norris."

Rothwell, der ihn noch immer aufmerksam betrachtete, schien das letzte Wort kaum zu hören.

„Können sich zwei Männer so ähnlich sein?" fragte er. „Aber erinnern Sie sich meiner denn nicht? Kennen Sie mich nicht? Ich bin Rothwell."

Mein Vater verbeugte sich höflich. „Ich kenne Lord Rothwell dem Namen nach und aus seinen geistreichen Reisebeschreibungen und freue mich, einen so berühmten Mann unter meinem Dache begrüßen zu dürfen."

„Es ist sonderbar, daß Sie mir meinen Titel ansehen, Herr Norris," sagte der Lord, den ich nun neugierig betrachtete, weil ich bis dahin noch nie mit einem solchen zusammengetroffen war, „da ich keinen Ausweis über meinen Stand an mir trage."

Mein Vater sah verdrießlich drein. „Ich hätte sagen sollen, auch vom Sehen," sagte er kurz. „Sie sind mir gezeigt worden, und ich vergesse weder ein Gesicht, noch verwechsle ich Persönlichkeiten, wie es Eure Herrlichkeit zu thun scheinen. Aber nun, meine Herren, bitte ich Sie, wieder Platz zu nehmen. Es kommt so selten vor, daß wir von Besuchen beehrt werden, daß wir fast verlernt haben, welche zu empfangen."

Lord Rothwell sah sehr unbefriedigt aus, mußte sich aber mit der Verleugnung seines Wirtes zufrieden geben. Mein Vater setzte sich zu seinen Gästen und plauderte leicht und angenehm mit ihnen. Die Hauptkosten an ihrem Teil der Unterhaltung mußte Stanton tragen, da Lord Rothwell mißmutig und mißtrauisch zu sein und sich unbehaglich zu fühlen schien, obgleich er mit mir sprach und mir verschiedene merkwürdige Abentener erzählte, die er erlebt, aber in seinen Büchern nicht veröffentlicht hatte. Wein und Cigarren wurden gereicht, und so waren schnell ein paar Stunden verflossen.

„Wir müssen an den Aufbruch denken," mahnte Stanton. „Bald steigt die Flut und wir werden unsern Ankerplatz kaum mehr erreichen, wenn wir jetzt nicht gehen."

Lord Rothwell stimmte zu, und sie schickten sich an, ans Ufer zu gehen und die Jacht anzurufen. Noch einmal dankten sie meinem Vater und entschuldigten sich wegen der Störung, die uns Herr Dunstable verursachte.

„Es ist durchaus keine Störung," antwortete mein Vater, „wenn er hier übernachten will, ist es noch besser. Philipp wird ihm dann morgen den Weg zeigen."

Sie standen auf, um zu gehen. Stanton schüttelte meinem Vater die Hand — Lord Rothwell folgte seinem Beispiel. Der Lord hatte eine starke, breite, braune Hand und ich bemerkte, wie weiß und mager meines Vaters Finger daneben aussahen. Ich sah, wie sich die braunen Finger fest um die weißen schlossen und wie Lord Rothwell, ungeachtet dessen, daß mein Vater versuchte, sich loszumachen, sich niederbeugte, um, wie ich glaubte, meines Vaters Hand zu küssen, die er in der seinen hielt. Aber dies war es nicht — er betrachtete sie einen Augenblick genau, ließ sie dann los und sagte ernst und entschlossen: „Herr Norris, ich muß um das Vergnügen bitten, Sie einige Minuten allein zu sprechen."

Mein Vater verneigte sich. „Wenn Sie dies wünschen, muß ich mich fügen. Haben Sie die Güte, mir zu folgen." Damit gingen die beiden Männer durch die Vorhalle und traten in die Bibliothek.

Was immer Lord Rothwell zu sagen haben mochte und, ob mein Vater ihn gern oder ungern anhörte, die paar Minuten wurden fast zu Stunden. Die Unterhaltung dauerte so lange, daß Stanton ganz ungehalten über die Verzögerung wurde und prophezeite, sie müßten die Nacht auf offnem Kanal zubringen. Um uns die Zeit zu vertreiben, gingen wir hinauf und schlichen uns in Dunstables Zimmer und sahen nach, wie es ihm ging. Wir fanden ihn fest schlafend, obgleich ab und zu eine leichte Zuckung über sein Gesicht lief; wahrscheinlich erlebte er im Traum die ausgestandene Not noch einmal. Da es eine Sünde gewesen wäre, den Schläfer zu wecken, stahlen wir uns leise wieder weg und wanderten durch das Thal und schließlich an den Strand hinunter. Die Jacht kreuzte in einiger Entfernung herum, offenbar wünschte die Mannschaft so ungeduldig wie Stanton selbst weiter zu kommen; dieser schleuderte ganz trostlos Steine ins Wasser.

„Wir kommen gewiß nicht mehr zurück," sagte er. „Der Wind ist ganz nach Westen umgesprungen, wir werden die ganze Strecke lavieren müssen und dazu auch noch gegen die Flut. Was zum Teufel kann Rothwell denn die ganze Zeit mit Ihrem Vater zu thun haben?" Ich versicherte ihn meiner Unwissenheit, sprach aber die Vermutung aus, daß sie von

irgend einem wissenschaftlichen Thema so gefesselt würden, da mein Vater ein sehr gelehrter Mann sei.

„Wissenschaftlich?“ rief er aus, „was kann denn Rothwell mit der Wissenschaft zu thun haben? Da haben Sie einen Mann mit zwanzigtausend Pfund jährlich, der sich von einem Augenblick zum andern entschließt, im fernen Norden Büffel, oder in Afrika Strauße zu jagen. Warum kann er nicht zu Hause bleiben, einen guten Marstall halten und den Derby gewinnen?“

„Es muß aber schön sein, so zu reisen, wie er,“ wagte ich zu entgegnen.

„Er sagt, es sei schön. Ueber Geschmäcker läßt sich nicht streiten. Aber er ist durch und durch ein guter Kerl, nur manchmal etwas weitschweifig, wovon er im Augenblick Ihrem Vater eine gute Probe gibt.“

Während er sprach, hatte Stanton zum Hause hinauf gesehen und schien aufs neue von dessen Einsamkeit und Unzugänglichkeit betroffen.

„Sagen Sie, leben Sie denn hier wirklich das ganze Jahr hindurch?“ fragte er.

„Ja, das ganze Jahr; ich habe nie wo anders gelebt.“

„Nun, und finden Sie es nicht manchmal ruhig, um nicht zu sagen langweilig?“

Ich lachte. „Sie würden es jedenfalls im Winter so finden, wenn der Schnee die Erde bedeckt.“

„Ich würde es im Sommer und Winter so finden. Was in aller Welt fangen Sie denn mit sich und Ihrer Zeit an?“

„O, ich segle und fische und lerne.“

„Gehen Sie nicht zur Schule?“

„Nein, mein Vater unterrichtet mich.“

„Aber Sie müßten in Rugby oder Eton sein — ein großer, starker Jüngling wie Sie — und Cricket oder Fußball spielen. Was wollen Sie werden?“

„Ich weiß es nicht; ich habe nie daran gedacht.“

„Dann sollten Sie aber daran denken. Sie können doch nicht Ihr ganzes Leben hier begraben! Ich war in Ihrem Alter im Begriff, unerhörte Dinge zu verrichten, als mir ein thörichter alter Onkel tausend Pfund jährlich vermachte, gerade genug, um einen Mann zu verderben, und zu wenig, ihn zu etwas zu machen. Oh, da kommen sie endlich,“ fügte er erleichtert aufatmend hinzu, als mein Vater und Lord Rothwell aus dem Thor traten.

In ein ernstes Gespräch vertieft, kamen sie den Weg herunter. Rothwell schien meinem Vater, der ein paarmal traurig den Kopf schüttelte, Vorstellungen zu machen.

„Ist Lord Rothwell verheiratet?“ fragte ich Stanton, ehe sie in Hörweite kamen.

„Verheiratet? Nein. Dazu war er nie lange genug zu Hause. Ich glaube, er hatte einmal, was man so eine unglückliche Liebe nennt, aber das war, ehe ich ihn kennen lernte. Nun endlich, Rothwell,“ rief er seinem Freunde entgegen, als dieser näher kam, „wir müssen schleunigst machen, daß wir fortkommen, denn wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“

„Ich bitte um Verzeihung, Stanton, daß ich dich so lange habe warten lassen, aber unser Wirt hat so interessante Bücher, daß ich mich gar nicht losreißen konnte. Ich habe gar keine Ahnung gehabt, daß es schon so spät ist.“

„Eine Stunde und fünfzig Minuten stampfte ich hier herum. Nun aber, Kapitän Philipp, unser Boot und dann auf und davon.“

Ehe Lord Rothwell half, das Boot vom Stapel zu lassen, legte er mir seine Hand auf die Schulter, sah mich fast liebevoll an und sagte: „Ich habe Ihren Vater gebeten, Sie mir auf eine Kreuzfahrt, so eine gute lange Kreuzfahrt mitzugeben, aber er sagt, er könne Sie nicht entbehren.“

Mein Herz hüpfte vor Freude bei diesem Gedanken, und ich wandte mich rasch nach meinem Vater um.

„Nein,“ sagte dieser, „ich kann den Jungen nicht entbehren, jetzt noch nicht.“

Ich wußte, daß es nutzlos war, meine Bitte vorzubringen; so machten wir die Jolle flott und stießen nach wiederholtem Abschied vom Lande, während mein Vater an der Bucht stehen blieb und uns mit den Blicken folgte, solange er unsere Züge erkennen konnte.

„Für wen haben Sie meinen Vater denn gehalten?“ fragte ich Lord Rothwell mit einer, wie ich fürchte, kindisch kecken Neugier.

„Für einen mir sehr lieben, alten Freund, den ich viele Jahre lang ganz aus den Augen verloren habe, aber es scheint, daß ich mich täuschte.“

„Du pflegst dich nicht oft zu täuschen,“ sagte sein Freund, „und das vertrauliche Gespräch zwischen euch hat lange genug gedauert, um alle Sünden zu beichten und zu buchen, deren

ihr euch seit eurem letzten Zusammensein schuldig gemacht habt."

„Irren ist menschlich," entgegnete Seine Herrlichkeit.

Als wir uns der Jacht näherten, wandte er sich zu mir: „Wenn Sie je einmal nach London kommen, so besuchen Sie mich, mein Junge. Ich würde mich freuen, Sie zu sehen, wenn ich gerade in London bin. Meine Adresse ist bei meinen Bankiers, den Herren Coutts, stets zu erfahren, schreiben Sie sich diesen Namen auf, sobald Sie nach Hause zurückkommen. Vergessen Sie nicht, zu mir zu kommen."

Ich versprach, diesem Wunsche zu entsprechen, hatte aber wenig Aussicht, mein Wort einlösen zu können. Dann legten wir an der Jacht an, die beiden Herren sprangen an Bord, nachdem sie mir noch herzlich die Hand geschüttelt hatten, und in einer Minute lagen schon dreihundert Yards grünen Wassers zwischen uns.

Begierig, mich mit meinem Vater über unsern Besuch zu unterhalten, kehrte ich nach Hause zurück, allein er hatte sich, weil er nicht ganz wohl sei, auf sein Zimmer zurückgezogen, nachdem er noch Anweisung gegeben hatte, für Herrn Dunstables Bequemlichkeit zu sorgen; mir ließ er sagen, ich solle ihn entschuldigen und, so gut ich könne, den Wirt machen.

Da ich Herrn Dunstable nach dieser Gelegenheit nie wiedergesehen habe, kann ich mich auf die Mitteilung beschränken, daß er kurz nach meiner Rückkehr vollständig wiederhergestellt erschien. Wie unsre Haushälterin richtig vorhergesagt hatte, erfreute er sich eines herrlichen Appetits, den er indessen so schnell als möglich wieder loszuwerden suchte. Ich kam den ganzen Abend nicht aus dem Lachen heraus, so komisch schilderte er seine überstandenen Leiden, und es dürfte schwer sein, zu Lande einen unterhaltenderen Gesellschafter zu finden. Er war gerne bereit, über Nacht zu bleiben, und am andern Morgen wanderten wir die Hügel hinan, über das Moor, bis wir eines leichten Wägelchens habhaft wurden, das ihn wohl rechtzeitig in Lynton abgesetzt haben wird.

Meinen Vater fand ich wenig geneigt, sich mit mir über Lord Rothwell und seine Freunde zu unterhalten. Er zeigte in der That so wenig Interesse für diesen Gegenstand, daß auch ich ihn fallen ließ, und so bewegte sich mein Leben wieder in dem alten gewohnten Geleise weiter.

Drittes Kapitel.

„Ich bin so allein."

Der zufällige Besuch der drei Herren und Stanions halb scherzhafte Bemerkungen waren indessen nicht ohne Einfluß auf mich geblieben. War auch mein Leben nach außen hin noch eine Zeit lang dasselbe, so ging doch innerlich eine große Wandlung mit mir vor, die in dem Augenblicke begann, als ich die weißen Segel der Jacht vollbrassen und meine neuen Freunde forttreiben sah — fort nach andern Ländern, andern Gegenden. Da erst wurde ich mir klar über die Einsamkeit und Sonderbarkeit meines Lebens, da erst begann ich mich zu wundern, daß ich an ein so kleines, vernachlässigtes Stückchen Erde gebunden sei, und zu denken, ob dieser Zustand wohl immer dauern werde. Warum sollten andre sich unter die Menschen mischen, sich in der Welt bewegen und wirken und ringen nach dem Höchsten, das sie zu bieten hat, und ich, obgleich noch ein Knabe, sollte keinen Teil haben an den Freuden und Sorgen, an den Erfolgen und Mißerfolgen meiner Altersgenossen? Mein ganzer Gesichtskreis erstreckte sich auf einige Meilen Küste und einige Meilen Thal und Moorland. Meinesgleichen bekam ich nur in langen Zwischenräumen zu sehen, und dann betrachteten sie mich wegen meines einsamen Lebens als ein von ihnen ganz verschiedenes Wesen. Ich begann von großen Städten, Menschenmengen und vielen Gesichtern zu träumen. Ich sehnte mich danach, unterzutauchen in den stets bewegten Strom der Menschheit.

Der Anblick eines in der Ferne vorüberfahrenden Dampfers machte mich seufzen. War er denn nicht voll von Leuten, die er in eine große, von geschäftigen Menschen wimmelnde Stadt brachte? Von Tag zu Tag wurden diese Gedanken mächtiger in mir, bis ich schließlich ganz verdrießlich und unglücklich ward. Ich setzte nicht voraus, daß ich an diesem Orte alt werden müßte, wie mein Vater; es war mir wohl bewußt, daß die Zeit kommt, in der ein Mann selbständig ins Leben treten muß, aber ich zitterte bei dem Gedanken, was wohl aus mir geworden sein würde, wenn nicht vorher eine Aenderung in meiner Lebensweise einträte. All meine Lebenserfahrung, all meine Menschenkenntniß würde ich nur aus Büchern geschöpft haben! Von Tag zu Tag nahm ich mir vor, nicht zur Ruhe

zu gehen, ehe ich mit meinem Vater über das gesprochen hatte, was mich so sehr beunruhigte. Tag um Tag versagte mir das Wort dazu, wenn ich sein trauriges Antlitz beobachtete und mir sagte, daß jeder Schritt, den ich von ihm fortthun würde, ihm noch mehr Kummer bereiten und seine Verlassenheit noch größer machen müsse.

Diese Gedanken mögen zu reif erscheinen für einen kaum vierzehn Jahre alten Knaben, aber wenn seine Gedanken seine einzigen Gefährten sind, so wachsen diese, breiten sich aus und eilen seinen Jahren voraus.

Während ich in dieser Weise vor mich hinbrütete und mich doch bemühte, mein Sehnen vor meinem Vater zu verbergen, mochte ich wohl in der Gefahr geschwebt haben, von einem schweren Körper- oder Gemütsleiden befallen zu werden. Bald verlor ich meine Spannkraft; ich scheute mich, bei starkem Winde zu segeln, was ich sonst mit Vorliebe gethan, ich wurde schwindlig, wenn ich über die steilen Felsen kletterte und an die Folgen dachte, die ein Fehltritt haben konnte; ebenso wagte ich kaum mehr, ins Meer hinaus zu schwimmen, weil ich mich schaudernd daran erinnerte, daß ich versinken könnte, ohne daß sich eine hilfreiche Hand nach mir ausstrecken würde. All dies war nicht Feigheit, nur Sehnsucht nach Gesellschaft.

Meinem Vater mochte mein verändertes Aussehen und Wesen aufgefallen sein. Ab und zu sah er mich besorgt an und zweimal fragte er, ob er mir Bücher kommen lassen solle, oder ob ich sonst irgend etwas wünsche, ich sollte alles haben. Es war mir nicht möglich, ihm zu sagen, was mir fehlte.

Es war inzwischen September geworden, die Abende wurden länger. Ich war bei meinem Vater im Zimmer, der am Klavier saß und im Zwielicht spielte; es war zu finster zum Lesen und, da ich nicht stören wollte, klingelte ich nicht nach Licht, sondern lauschte seinem Spiel, bis es so dunkel geworden war, daß die weißen Tasten und die noch weißeren Hände, die über sie hinglitten, das einzige waren, was ich deutlich unterscheiden konnte. Die Nacht war dunkel, finstere Wolken trieben am Himmel, ein scharfer Nordost blies über das Land und zwischen den Tönen der Musik vernahm ich das Rauschen der Brandung. Mein Vater spielte sanfte, traurige Weisen, er improvisierte vielleicht, vielleicht spielte er auch eigne oder eines großen Meisters Kompositionen. Während ich so da saß und den klagenden Tönen der Musik lauschte, in die mein Vater so vertieft war, daß er meine

Anwesenheit ganz vergessen zu haben schien, empfand ich die Einsamkeit, die mich umgab, noch schmerzlicher als sonst. Die düstern, dahinjagenden Wolken, das Rauschen des Windes überwältigten mich dermaßen, daß sich all mein Denken und Sehnen in leidenschaftlichem Weinen Luft machte; ich schämte mich meiner Schwäche, konnte sie aber nicht bezwingen.

Im nächsten Augenblick war mein Vater an meiner Seite und schlang seine Arme um mich. „Was ist dir, mein Junge, was fehlt dir?“ rief er aus.

„Laß uns von hier fortgehen! Laß uns diesen schrecklichen Ort verlassen,“ schluchzte ich, „wenn wir nicht gehen, sterbe ich oder werde wahnsinnig!“

„Warte einen Augenblick, Philipp,“ sagte er; „wir wollen Licht kommen lassen und dann alles ruhig besprechen.“

Er klingelte und die Lampe wurde gebracht; an der Thüre nahm sie mein Vater dem Diener aus der Hand, um meine Aufregung zu verbergen; dann zog er den dunklen Vorhang vors Fenster und ließ sich wieder an meiner Seite nieder. Bald faßte ich mich wieder ein wenig und mein krampfhaftes Schluchzen ließ nach; schon das Licht schien meine Kleinmut zu verscheuchen; ich schämte mich dieses Ausbruchs und versuchte den Blicken meines Vaters, der mich ernst und traurig ansah, mit einem Lächeln zu begegnen.

„Du fühlst dich unglücklich, Philipp; ich habe es schon vor einiger Zeit bemerkt, bin aber selbstsüchtig gewesen und habe gehofft, es werde noch einmal vorübergehen. Sage mir, was du wünschest, mein Junge.“

„Ich bin glücklich bei dir, weil ich dich lieb habe, aber, lieber Vater, manchmal bin ich so allein und unglücklich.“

„Du möchtest andre Gesichter sehen, mit Altersgenossen Freundschaft schließen? Scheue dich nicht, es mir zu sagen; ich bin nicht böse.“

Aber betrübt war er, das konnte ich wohl merken, und trotzdem konnte ich nicht umhin zu wiederholen: „Ich bin so allein.“

Mein Vater legte seine Hand auf meine Schulter.

„Ja,“ sagte er sinnend, „ja, ich habe unrecht gehabt! Rothwell hat mich darauf aufmerksam gemacht und mir dies vorhergesagt, aber ich dachte, du seist vielleicht anders als andre, hättest genug Blut von meinem Blut in deinen Adern, um dich fern von der Welt glücklich zu fühlen. Du

sollst mich verlassen, mein Junge, aber wirst du mir auch vergeben?“

An eine Trennung hatte ich nicht gedacht. „Aber du mußt mitkommen!“ rief ich erschrocken.

Er lächelte müde. „Nein, meine Heimat ist gewählt, ich bleibe hier.“

„Dann gehe ich auch nicht, Vater! Vergiß, was ich gesagt habe. Ich war kürzlich nicht ganz wohl; bald wird alles wieder in Ordnung sein.“

„Nein, du bist nicht wohl, Philipp, ich habe es gewußt, wollte es aber nicht sehen. Ich war selbstsüchtig, ich habe es dir ja schon gesagt; das Heilmittel ist aber leicht gefunden; du gehst übermorgen nach London.“

Mein Herz schlug höher. „Aber nicht allein,“ sagte ich, „du mußt mitkommen.“

Ein Ausdruck, gegen den es, wie ich wohl wußte, keinen Widerspruch gab, trat auf sein Gesicht. „Ich werde nie mehr einen Fuß nach London setzen,“ sagte er. „Dein Wunsch soll erfüllt werden, Philipp, und wenn dich die Trennung von mir schmerzt, so wirst du schon frühzeitig erfahren, daß die Erfüllung eines Wunsches nie der Erwartung entspricht; irgend etwas verdirbt sie mehr oder weniger. Nun, mein Junge,“ fügte er gütig hinzu, „sprich nicht weiter. Sage mir gute Nacht und schlafe, wenn du kannst. Morgen werde ich alles Nötige anordnen.“

Halb froh, halb bekümmert verließ ich ihn. War es ein Wunder, daß der Tag anbrach, ehe sich meine Augen schlossen?

Am andern Morgen war mein Vater ruhig und gelassen. Obgleich es mir einigemal scheinen wollte, als ob er mir mit den Blicken folge, so zeigte er doch keinerlei Bewegung, sondern gab mir nur Verhaltungsmaßregeln für meine Reise nach London, als wäre dies ein alltägliches Ereignis. Ich meinesteils konnte ihn kaum ansehen, ohne daß mir die Thränen in die Augen traten bei dem Gedanken an seine gänzliche Einsamkeit, denn ich vergaß, daß, was für eine Natur das reine Elend ist, der andern als Trost erscheinen kann, und daß mein Vater nur durch seinen eignen freien Willen in seinem abgelegenen Heim eingeschlossen war, das er jeden Augenblick verlassen konnte, wenn er wollte.

Den ganzen Tag war ich mit Packen beschäftigt, was mir so neu war, daß ich es mit Vergnügen in die Länge zog, obgleich ich nur wenig Gepäck mitnehmen wollte. „Nimm

die griechischen und lateinischen Bücher mit," sagte mein Vater, „du sollst nicht ganz müßig sein." Ich that dies und zur Essenszeit war mein Koffer zu meiner Zufriedenheit gepackt und nach Seemannsweise mit einem Seil verschnürt. In gedrückter Stimmung setzte ich mich zum letztenmal mit meinem Vater zu Tisch, der während der Mahlzeit gütig und heiter mit mir sprach und mir sagte, was ich während meines Aufenthalts in London, der seiner Andeutung nach von längerer Dauer sein würde, sehen und bewundern sollte.

„Aber wo soll ich hingehen, wo soll ich bleiben, wenn ich dort bin?" fragte ich, aus dem Reich meiner Träume in die Wirklichkeit hinabsteigend.

„Ich gebe dir einen Brief an meinen Anwalt, Herrn Grace, mit, du nimmst einen Wagen und fährst direkt nach seinem Hause; es wird spät werden, bis du hinkommst, aber er wird es nicht übelnehmen, er wird gut für dich sorgen. Da er mir einigermaßen verpflichtet ist, brauchst du nicht zu fürchten, daß du seine Güte mißbrauchst."

Nun erwähnte ich mein Versprechen, Lord Rothwell aufzusuchen. Mein Vater antwortete nicht gleich, er schien sich die Sache ernstlich zu überlegen.

„Es kann nichts schaden," sagte er endlich, „aber ich glaube nicht, daß du ihn in London treffen wirst. Soviel er mir gesagt hat, verbringt er sein halbes Leben auf Reisen; doch kannst du ihn immerhin besuchen, da er es gewünscht hat. — Du kannst entweder den Fischern sagen, sie sollen deinen Koffer heute abend nach Lees Meierei besorgen und bestellen, daß man dich morgen früh abhole und nach Minehead fahre, oder aber kannst du dich bei Tagesanbruch in deinem Boot auf den Weg machen und das Bristoler Paketboot treffen."

Da ich das Stoßen der Wellen dem von Pächter Lees Wägelchen vorzog, beschloß ich, den letzteren Weg zu nehmen.

Ehe wir uns für die Nacht trennten, erhielt ich meinen Brief und reichlichen Geldvorrat; da ich annahm, ich werde meinen Vater am nächsten Morgen nicht mehr sehen, sagte ich ihm lebewohl. Doch so früh ich auch aufbrechen mußte, er war aufgestanden, frühstückte mit mir und sah mich bei einer frischen Brise mit dem alten Daniel, dem Fischer, der das Boot zurückbringen sollte, absegeln. Zur rechten Zeit traf ich in Lynmouth ein und begab mich an Bord des nach Bristol bestimmten Dampfers.

Als wir an unserm Hause vorüberfuhren, borgte ich mir des Kapitäns Fernrohr, weil ich eine dunkle Gestalt sah, die, auf der Spitze eines der Felsen stehend, sich scharf vom Horizont abhob. Das Glas war gut und ließ mich ein gebeugtes Haupt und eine, wie mir scheinen wollte, niedergeschlagene Haltung bemerken. Einen Augenblick lang sah ich ein weißes Tuch flattern, dann legte sich etwas wie ein Nebel über meine Augen, und als ich diesen weggewischt hatte, war die Gestalt verschwunden.

„Es ist ja nur eine Trennung von ein paar Wochen," sagte ich mir, „man könnte wirklich glauben, es sei auf Nimmerwiedersehen!" Trotzdem wurde ich ein gewisses wehmütiges Gefühl nicht mehr los, bis ich im Hafen von Portishead landete und dann in der Eisenbahn den schmutzigen Strom entlang fuhr, der durch Bristol fließt.

In der Hauptstadt des Westens mußte ich einige Stunden warten, da das Paketboot verspätet eintraf, so daß der Zug, den wir hätten erreichen sollen, schon abgegangen war. Ich schlenderte in der rauchigen Stadt umher und betrachtete mir die Außenseite von vielen und das Innere von einigen wenigen Kirchen, dann beobachtete ich die Leute, die sich geschäftig in den Straßen drängten, mit dem größten Interesse. Obgleich ich stundenlang hätte die Schaufenster betrachten mögen, riß ich mich doch los und kam rechtzeitig auf den Abendzug.

Es ist kaum zu glauben, wie ich mich an dem Lärm und der Geschwindigkeit, mit der diese Fahrt nach London vor sich ging, erfreute, und fast erscheint es mir lächerlich, niederzuschreiben, daß ich wohl Eisenbahnen gesehen hatte, aber noch nie in einer solchen gefahren war; alles war so neu und entzückend für mich, daß sicherlich noch nie ein Reisender eine Eisenbahnfahrt weniger lästig und kürzer gefunden hat als ich. In London an der Station Paddington angekommen, hielt ich mich nicht damit auf, die Schönheit des Bahnhofs zu bewundern, sondern begnügte mich damit, meine Vorschriften auf den Buchstaben hin zu befolgen. Ich rief einen Dienstmann herbei, um denselben nach meinem Koffer und einem Wagen zu schicken, dessen Kutscher ich dann befahl, nach Nr. — Russel Square zu fahren. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den die langen, breiten, gaserhellten Straßen, durch die wir fuhren, auf mich machten; sie erschienen mir so endlos, daß ich dachte, mein Kutscher habe mich um ganz London herumgefahren. Die Mathematiker behaupten, daß der menschliche

Verstand nur eine gewisse Menge zu erfassen vermöge und daß wir, obgleich wir so leichthin davon sprechen, doch keinen Begriff davon haben, was zum Beispiel Billionen und Trillionen eigentlich sind. Wie mit den Zahlen, so geht es auch mit andern Dingen. Bis man London wirklich gesehen hat, zumal wenn man nicht an große Städte gewöhnt ist, kann man sich die Größe Londons nicht vorstellen. Ich könnte Seiten über Seiten füllen mit meinem Staunen und Entzücken, und doch ist Russel Square nicht einmal so sehr weit von Paddington entfernt. In weniger als einer halben Stunde hielt der Wagen vor einem Hause, das auf mein Klopfen von einem anständig aussehenden Diener geöffnet wurde. Er teilte mir mit, daß Herr Grace zu Hause sei, und führte mich, als er gehört hatte, daß ich denselben zu sprechen wünsche, in ein kleines Zimmer, zündete das Gas an und entfernte sich, um seinen Herrn zu rufen. Ich hatte den Wagen nicht weggeschickt, weil der Lenker desselben, im Fall ich Herrn Grace nicht getroffen hätte, der einzige Mensch gewesen wäre, von dem ich Hilfe hätte erwarten können in dieser Stadt, deren Größe mich beinahe erschreckte, obgleich ich nur erst einen Winkel von ihr gesehen hatte. Bald erschien Herr Grace, ein stattlicher, glattrasierter Herr im Alter von etwa fünfundsechzig Jahren, von würdevollem, aber freundlichem Aussehen. Er warf durch seine Brille einen raschen, forschenden Blick auf mich, verbeugte sich und erwartete, zu hören, was mich herführe; sicherlich bedurfte die unvermutete Erscheinung eines Knaben mit einem großen Koffer nachts um elf Uhr einer Erklärung.

„Wollen Sie die Güte haben, diesen Brief zu lesen?“ sagte ich und überreichte ihm mein Empfehlungsschreiben.

Er erbrach das Siegel, sah natürlich zuerst nach der Unterschrift und blickte mich dann mit unverkennbarem Interesse an. Während er den Brief durchlief, wandte er sich mehrmals nach mir um und sah mich an. Dann faltete er den Brief zusammen, steckte ihn in seine Brusttasche und schüttelte mir herzlich die Hand.

„Herr Philipp,“ sagte er, „ich bin äußerst erfreut, Sie zu sehen, und wenn ich sage, äußerst erfreut, so meine ich, erfreut bis zum Aeußersten. Ja, ich kann sogar hinzufügen, daß es keinen jungen Herrn in der Welt gibt, dessen Bekanntschaft zu machen ich gleich begierig gewesen wäre.“

Herr Grace hatte eine pathetische Art zu reden; er sprach

jedes Wort langsam und deutlich aus, schien aber trotzdem eine Wiederholung seiner Worte und eine Umschreibung seiner Aeußerungen für notwendig zu halten, um seine Meinung zu vollem Verständnis zu bringen.

Während ich ihm dankte, wunderte ich mich, warum er wohl so begierig sei, mich kennen zu lernen; dann drückte ich die Hoffnung aus, ihm keine Unbequemlichkeit zu veranlassen.

„Durchaus keine, Herr Philipp, nicht die geringste. Wir haben eine geräumige Wohnung, und wenn ich sage eine geräumige Wohnung, so meine ich ein Haus mit reichlichem Platz selbst für weniger willkommene Gäste als Sie. Was gibt's, Twining?"

„Der Wagen des Herrn! Der Kutscher möchte wissen, ob er warten muß."

„Bezahlen Sie ihn, Twining — anständig, selbst reichlich — aber nicht prahlerisch. Dann bringen Sie das Gepäck dieses Herrn in das Fremdenzimmer und bestellen sofort etwas zum Nachtessen für ihn. Bitte, Herr Philipp, kommen Sie mit mir."

Damit führte er mich die Treppe hinauf in ein großes, gediegen und hübsch eingerichtetes Wohnzimmer, in dem eine Dame etwa von seinem Alter saß und emsig strickte.

„Meine Liebe," sagte er fast feierlich, „dies ist Herr Philipp Norris, der Sohn eines alten Freundes und Klienten von mir, dessen Namen du schon oft gehört hast."

Frau Grace begrüßte mich freundlich, betrachtete mich aber mit einer noch sichtbareren Neugierde, als ihr Gatte an den Tag gelegt hatte. Ich begann zu erröten und mich zu wundern, ob ich denn gar so ländlich und bäuerisch aussehe.

„Herr Philipp," fuhr Grace fort, „hat, wie du, glaube ich, wissen wirst, sein ganzes Leben in größter Abgeschlossenheit — in gänzlicher Einsamkeit könnte ich sagen — nur in seines Vaters Gesellschaft in einem romantischen Thal an der Küste von Devon verbracht."

„Armer Junge!" sagte Frau Grace gütig. „Junge Leute sollten sich unter ihresgleichen bewegen."

„Ganz recht," bestätigte ihr Gatte, „sein Vater hat dies eingesehen und ihn deshalb für ein oder zwei Wochen zu uns geschickt."

„Aber wir sind keine jungen Leute, Josua," und Frau Grace schien sich über das Versehen ihres Mannes zu freuen.

„Wenn ich mir diesen beglückenden Vorzug einmal an-

maße, wird es Zeit sein, mich zurechtzuweisen," sagte Herr Grace. „Herr Norris wünscht, daß sein Sohn in erster Linie etwas von London sehe. Wir müssen ein Programm für ihn entwerfen."

„Der erste Artikel meines Programmes heißt ‚Nachtessen' und der zweite ‚Bett'," erwiderte die gute Dame. „Der Junge sieht todmüde aus. Um welche Zeit sind Sie denn abgereist?"

„Bei Tagesanbruch," antwortete ich und fühlte nun, da der Gedanke daran in mir angeregt worden, daß ich in der That sehr müde war, und schloß aus der Freude, mit der ich Twinings Meldung, daß das Nachtessen bereit sei, vernahm, daß ich auch ungemein hungrig sei, was nicht zu verwundern war, da ich in meiner Erregung auf der ganzen Reise nicht an Essen und Trinken gedacht hatte.

So ließ ich mir das Abendbrot tüchtig schmecken und begab mich dann, den nächsten Tag und alles, was er Neues bringen sollte, herbeisehnend, zur Ruhe. Das einzige, was mich bedrückte, war der Gedanke an die Verlassenheit meines Vaters und die Neugierde, die meine Erscheinung zu erregen schien. Doch sagte mir ein Blick in den großen Spiegel, daß ich gar kein so übler Junge sei und mich schon sehen lassen könne.

Viertes Kapitel.

Ein neues Leben.

Beim Frühstück am nächsten Morgen traf ich außer dem Herrn und der Herrin auch noch die beiden Söhne des Hauses, erwachsene Männer mit Schnurr- und Backenbärten. Es gereichte mir sehr zur Beruhigung, daß sie mich beide begrüßten wie jedes andre Menschenkind. Da sie sich für Forellenfang und Segeln zu interessieren schienen, so plauderte ich ohne Schüchternheit mit ihnen und fühlte mich sehr geschmeichelt, als der jüngere, ehe er auf sein Bureau ging, versprach, mich am Abend in die Oper zu führen. Herr Grace, der anfing, sich das Leben etwas leichter zu machen, zögerte noch am Frühstückstisch, er zog den Brief meines Vaters hervor und öffnete ihn noch einmal.

„Wie alt sind Sie, Philipp?“ fragte er und legte den Brief neben seinen Teller, um ihn nötigenfalls zu Rate zu ziehen.

„Im Frühjahr werde ich vierzehn.“

„Erst vierzehn! Sie sehen älter aus; ich glaubte, Ihr Herr Vater habe sich verschrieben. Und nun sollen Sie also nach Harrow kommen?“

Dies war eine Neuigkeit für mich, aber — ich schäme mich fast, es zu sagen — eine willkommene Neuigkeit. Ich sagte dies Herrn Grace; er griff wieder zu dem Brief.

„Ja, er spricht es ganz deutlich aus; noch zum nächsten Termin, wenn es angeht. Ich muß eben sehen, was sich machen läßt; ohne Zweifel ist es schwierig, aber wir müssen es versuchen.“

„Aber soll ich nicht vorher noch einmal heimkehren?“

„Ich kann seine Anordnungen nicht in diesem Sinne auffassen. Lassen Sie Philipp alles genießen und sehen, was für ihn geeignet ist; dann schicken Sie ihn nach Harrow! So lese ich hier.“

„Dann sehe ich ihn ja aber monatelang nicht. O, ich muß zuerst noch einmal nach Hause gehen.“

Grace blickte mich ernst an. „Ihr Wunsch gereicht Ihnen zur Ehre, Herr Philipp, aber ich glaube, daß es besser ist, Sie befolgen den Befehl Ihres Vaters nach dem Buchstaben. Wenn es sich um mich handelte, würde ich es so machen, denn Herr Norris — so wie ich mich seiner erinnere — ist ein Mann, der, wenn er zu jemand sagt: ‚Geh!‘ auch erwartet, daß dieser geht.“

Hierin stimmte ich mit ihm überein und ich machte keinen weiteren Einwand mehr.

„Ihr Vater ist ein sonderbarer Herr,“ fuhr er fort und rührte nachdenklich in dem Kaffeesatz auf dem Boden seiner Tasse, „er ist ein sonderbarer Herr, und wenn ich diesen Ausdruck gebrauchte, so möchte ich dadurch andeuten, daß ich ihn für einen ungewöhnlichen Mann halte. Sie werden, wenn Sie älter sind, selbst sehen, daß er in vielen Dingen anders ist als die meisten Leute, worunter ich die Allgemeinheit der Menschheit verstanden haben möchte. Aus seinem Brief möchte ich indessen schließen,“ er entfaltete diesen und legte ihn wieder zusammen, „daß er Sie außerordentlich liebt. Deshalb will er vielleicht Ihnen beiden einen neuen Abschiedsschmerz ersparen.“

Da ich keine bessere Erklärung fand, gab ich mich mit dieser zufrieden, aber meine Augen standen voll Thränen.

„Jetzt," sagte Grace mit der gewohnten ausdrucksvollen Pause nach dem ersten Wort, „jetzt will ich Twining heißen, seine besten Kleider anzuziehen und Sie zu den Sehenswürdigkeiten zu begleiten, die Sie zuerst besuchen und natürlich auch besichtigen wollen. Wir können Twining heute ganz gut entbehren und er ist ein anständiger Mann, nicht ganz ohne Erziehung. Gerne würde ich selbst mitgehen, aber ich habe eine Verabredung, die ich nicht ohne Unbequemlichkeit — besser gesagt Belästigung — für andre hintansetzen kann."

Damit ging Herr Grace seinen Geschäften nach, und bald darauf erschien Twining und nahm mich unter seine schützenden Flügel — und tadellos gefiederte Flügel waren es! Er erschien elegant und anständig gekleidet, daß jeder, der uns sah, denken mußte, er sei ein in der Stadt lebender Onkel, der seinem Neffen vom Lande die Sehenswürdigkeiten Londons zeige. Twining war höflich, aber bevormundend, artig aber herablassend. Er schien einige bekannte Restaurationen für die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten Londons zu halten; aber ich muß seinem Kopf und Herzen zur Ehre sagen, daß er mir Limonade und Ingwerbier als besonders erfrischendes Getränk empfahl und nur bedauerte, daß die Rücksicht auf seinen etwas angegriffenen Magen es ihm unmöglich mache, ebenfalls eine so harmlose Flüssigkeit zu sich zu nehmen, und ihn gegen seinen Willen nötige, kräftigeren Getränken den Vorzug zu geben. Da mir der Einfluß des Alkohols auf den menschlichen Organismus nicht unbekannt war und ich auch eine wissenschaftliche Abhandlung über die verschiedenen Stadien der Unmäßigkeit gelesen hatte, wunderte ich mich nicht allzusehr, als sich Twining nach unsrer Heimkehr von dem ungewohnten Umherlaufen so angegriffen fühlte, daß er sich zu Bett legen und die Bedienung bei Tisch einem weiblichen Dienstboten überlassen mußte. Alles in allem hätte ich die Sehenswürdigkeiten wohl besser ohne seine wohlanständige Hilfe besichtigt.

Immerhin gelang es mir, alles Merkwürdige zu sehen, teils mit Herrn oder Frau Grace, teils mit ihren gutherzigen Söhnen, größtenteils aber allein. So gerne ich auch einen Gefährten hatte, so war doch das Alleinsein ein so gewohnter Zustand für mich, daß mir meine einsamen Entdeckungsreisen großen Genuß gewährten. Den meisten Reiz für mich hatten

aber die Menschen, der wunderbare, unaufhörliche Strom von Männern und Frauen, von denen jedes seinen eignen Weg verfolgte, seinen eignen Angelegenheiten nachging, die, so wichtig sie auch dem einzelnen scheinen mögen, doch im Verhältnis zum großen Ganzen so klein und unbedeutend sind. Manchmal ließ ich die Tausende an mir vorüberziehen, von denen auch nicht einer einen gemeinsamen Gedanken mit mir hatte, und dann fühlte ich mich einsamer als an jenem meerumspülten Fleckchen Erde, das meine Heimat war. Wie weise hatte mein Vater gehandelt, als er mich nach London schickte! Wäre ich noch länger zu Hause geblieben, so wäre ich vielleicht ein frühreifer Philosoph geworden, ein jugendlicher Cyniker mit der Theorie, daß, da die Welt aus Einheiten besteht, das Glück der einzelnen Einheit das einzige sei, was in Betracht kommen dürfe, und daß also das Endziel eines jeden Mannes sein eignes Wohl sein und er auf diese Weise ein Atom zum allgemeinen Behagen beitragen müsse. Aber noch war ich ein Knabe und mußte erst in der Welt der Knaben leben, ehe ich über die von Männern bevölkerte urteilen konnte.

Harrow war mein Bestimmungsort, und da Herr Grace dies ermöglicht hatte, erschien ich Ende September zum erstenmal in der Schule.

Es war ein neues Leben für mich, eine Offenbarung. Ich wurde während meines Aufenthaltes dort jünger statt älter. Neue Beziehungen, neue Interessen, neuer Ehrgeiz drängten auf mich ein; ich fand Freunde und Gefährten. Dank der Mühe, die sich mein Vater mit meiner Erziehung gegeben hatte, blieb ich, soweit es das Wissen betraf, nicht ein bißchen hinter meinen Altersgenossen zurück, und wenn ich auch mit den in den öffentlichen Schulen gebräuchlichen Spielen, als ich nach Harrow kam, noch unbekannt war, so übertraf ich doch im Laufen, Klettern und ähnlichen Kraftstücken alle andern weit. Groß und stark, flink und furchtlos, wie ich war, hatte ich auch die technischen Kunstgriffe von Cricket und Fußball bald erfaßt.

Alles in allem ist meine Geschichte, obgleich ich es anfangs gesagt habe, doch nicht meine eigne, und somit brauche ich von meinem Schulleben nichts weiter mehr zu berichten, als daß ich bei meinen Mitschülern beliebt und von meinen Lehrern gern gesehen und in und außer dem Hause allen gleich, wenn nicht überlegen war. Alle, die je in einer öffent-

lichen Schule waren, wissen, daß dies eine glückliche Laufbahn genannt werden kann.

Mit Ausnahme von ein paar in London verlebten Tagen und einigen kurzen Besuchen bei einem Schulfreund verbrachte ich alle meine Ferien in Devonshire. Wie hätte ich auch anders gekonnt, da ich wußte, daß mein Vater wünschte, mich bei sich zu haben! Er war noch immer der alte, schweigsam, in seine wissenschaftlichen und litterarischen Forschungen vertieft, und verkehrte mit der Außenwelt nur in langen Zwischenräumen und in der Hauptsache nur durch wissenschaftliche Gesellschaften und deren Veröffentlichungen; allein ich wußte, daß er dem Tag meiner Ankunft mit Sehnsucht, dem meiner Abreise mit Kummer entgegensah, und weil ich, als ich älter wurde, fühlte, daß eine Zeit kommen müsse, in der wir für viel längere Zeiträume getrennt sein würden als jetzt, so widmete ich ihm alle meine Zeit, ohne damit zu kargen. Im übrigen war es jetzt auch lebendiger in dem alten Hause. Die Söhne der benachbarten Edelleute, obgleich es deren nur wenige gab, ließen sich alle zu Pferde erreichen, und der Umstand, daß ich jetzt ein Schuljunge war, reichte in ihren Augen hin, meine früheren Mängel auszugleichen. Ich hatte jetzt ein Pferd, und ein Ritt von zehn oder zwölf Meilen war nichts für mich, wenn ich mir dadurch das Vergnügen verschaffen konnte, in Gesellschaft gleichaltriger Genossen einen Tag zu jagen; die meiste Zeit verbrachte ich jedoch in der alten Weise zu Hause; mein Vater und ich lasen zusammen, gingen miteinander spazieren und lebten, wie wir immer gelebt hatten; ich segelte, badete, fischte und träumte stundenlang wie ehedem. Ich glaube, damals begann ich den Charakter meines Vaters zu studieren, denn als ich älter und fähig wurde, ihn mit andern Männern zu vergleichen, konnte ich nicht umhin, seine Eigenheiten zu bemerken; seine Traurigkeit, sein gänzlicher Mangel an Interesse für das Thun und Treiben der Welt, sein strenges, zeitweise sogar abstoßendes Wesen, seine seltenen, schier vergrabenen und verschwendeten Kenntnisse und Fähigkeiten — all dies wurde mir klar und erregte meine Verwunderung und den Wunsch, seine wahre Lebensgeschichte kennen zu lernen. Hatte ihn wohl der Tod seiner jungen Gattin, meiner Mutter, die Menschen scheuen gelehrt? Schwerlich, denn er nannte niemals ihren Namen, trug nie ein Erinnerungszeichen an sie. Hatte ihm die Welt übel mitgespielt? War sein Ehrgeiz unbefriedigt

geblieben? Ich konnte das nicht glauben, weil ich fühlte, daß er der Mann war, der Erfolg erringen mußte, sobald er sich entschloß, an dem Wettstreit der Welt teilzunehmen. Obgleich noch jetzt ein verhältnismäßig junger Mann, hatte er sich doch jahrelang an diesem abgelegenen Orte vergraben und war allem Anschein nach auch entschlossen, seine Tage hier einsam und freudelos zu beschließen. Jedesmal, wenn ich wieder, um Monate älter geworden, zu ihm zurückkam, ward ich von der Seltsamkeit seiner Lebensweise aufs neue betroffen.

Eines Tages war ich von einem Besuch bei einem Freunde zurückgekommen, dessen Haus voll Onkeln, Tanten, Vettern und Basen gewesen war, und der Umstand, daß ich ganz ohne Verwandte sein sollte, war mir aufgefallen. Es war Winter, mein Vater und ich saßen bei einander und lasen, oder besser gesagt, ich las und er sah einen Pack neuer Bücher durch, die ich mitgebracht hatte.

Er hatte seine Auswahl getroffen und schien nur noch zu überlegen, welches der Bücher er zuerst in Angriff nehmen solle; da legte ich mein Buch nieder und begann: „Bei Bennets war das ganze Haus voll Leute; ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so viele Verwandte hat."

„So," sagte mein Vater, ohne viel Interesse an den Tag zu legen, „aber du hast dich doch gut unterhalten?"

„Famos! Aber ich wollte dich fragen, Vater, haben wir keine Verwandte?"

„Keine, um die du dich zu kümmern brauchtest, Philipp."

„Hast du keine Geschwister gehabt?"

„Nein, ich bin wie du ein einziger Sohn und habe, was ich an Vettern hatte, längst aus dem Gesicht verloren."

„Aber meine Mutter," fuhr ich schüchtern fort, „hatte sie auch keine Verwandte?" Er blickte mich forschend an und schien unangenehm berührt; es wurde mir unbehaglich unter seinem Blick.

„Du brauchst dich nicht um die Verwandtschaft deiner Mutter zu kümmern, Philipp, es ist nicht die meine. Ich fürchte, du wirst dich mit den Freunden begnügen müssen, die du dir selbst erwirbst. Alles in allem wirst du finden, daß sie weniger lästig sind als Verwandte."

Aus diesen Worten mußte ich schließen, daß die gesellschaftliche Stellung meiner Mutter der seinen nicht entsprochen habe; aber ich sehnte mich danach, etwas von ihr zu hören.

„Es kommt mir so sonderbar vor, daß ich außer dir niemand in der Welt haben soll," sagte ich, „sprich mir von meiner Mutter, sage mir alles über sie."

„Was soll ich dir von ihr sagen?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Alles, alles, was du kannst! Glich sie mir?"

„Nein, Philipp, zu deinem Glück bist du mein Ebenbild."

„War sie hübsch? Liebte sie mich? Wo starb sie?" fuhr ich, kühner geworden, zu fragen fort.

„Sie war sehr schön. Sie hat dich sehr geliebt. Sie ist weit von hier, im Norden von England gestorben, als du erst drei Jahre alt warst."

„Und du hast sie geliebt und um ihren Tod getrauert?" fragte ich weiter, obgleich ich mich bei seinen kategorischen Antworten sehr unbehaglich fühlte.

„Weiß Gott, ich habe sie geliebt!" rief er mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte. „Weiß Gott, ob ich sie geliebt und ihren Verlust beklagt habe!"

„Und dann bist du hierher gezogen?"

„Dann bin ich hierher gezogen — jetzt weißt du alles."

Aber ich war noch nicht befriedigt. Ich wartete noch eine Weile, dann fragte ich: „Und du hast kein Bild von ihr?"

„Keins, das ich dir zeigen möchte, Philipp," antwortete er in seinem gewöhnlichen ruhigen Ton.

Aus Erfahrung wußte ich, daß es nutzlos gewesen wäre, weiter zu fragen; ich nahm deshalb mein Buch wieder auf und hing, während ich anscheinend las, meinen traurigen Gedanken nach. Es schien mir hart, nichts von meiner eignen, so jung gestorbenen Mutter erfahren zu können. Ich erriet aus der erregten, kurzen Weise, in der mein Vater meine Fragen beantwortete, daß seine Abneigung, von ihr zu sprechen, in dem Wunsche, alte Sorgen ruhen zu lassen, ihren Grund hatte. Er mochte sich seines Weibes geschämt haben, aber ich, ihr Sohn, hätte ihr Andenken heilig und in Ehren gehalten, einerlei, welches ihre Stellung im Leben auch ursprünglich gewesen sein mochte. Ich kam auf den Gegenstand nicht mehr zurück, beschloß aber, sobald ich ein Mann geworden, volle Auskunft von meinem Vater zu verlangen, wie es mein Recht war.

Ferien und Schulzeiten flogen vorüber, bis ich das Alter erreicht hatte, die Schule zu verlassen. Meine Gefährten

sprachen von Universitäten und künftigen Lebensplänen, und ich fühlte, daß es Zeit sei, festzustellen, was aus mir werden solle. Ehe ich mich für die letzte Schulzeit nach Harrow zurückbegab, sprach ich mit meinem Vater über meine künftige Laufbahn.

„Ja," sagte er, als ob wenig daran gelegen wäre, „es wird besser sein, wenn du dir einen Beruf wählst. Vermutlich willst du auf die Universität gehen?" fragte er, als ob die Entscheidung ganz bei mir stünde.

„Ich hatte erst an die Marine gedacht — dann an das Militär," entgegnete ich, „aber jetzt glaube ich, daß es am besten ist, ich gehe nach Oxford."

„Jedenfalls, und dann?"

„Hast du keinen besondern Wunsch, Vater?"

„Nein, du mußt selber wählen."

„Dann will ich Richter werden."

„Gut so, bist du ehrgeizig, so hast du Gelegenheit, deinen Ehrgeiz zu befriedigen, ich denke, du hast Anlagen, die dir in dieser Laufbahn vorwärts helfen werden. Du bist eine ernst angelegte Natur, deine Erscheinung und deine Stimme sind gut, du denkst logisch und gesund, ja, der Gerichtshof ist ein für dich passendes Feld."

So ging ich also nach Oxford; mein Leben dort brauche ich nicht zu beschreiben Ich arbeitete angestrengt und ward für meine Bemühungen belohnt. Ich erwarb mir viele Freunde und — nach meiner Meinung wenigstens — auch große Weltkenntnis. Dann wollte ich arbeiten und mir einen Namen und ein Vermögen machen.

Wie allen richtig denkenden Jünglingen lag mir der Gedanke an ein müßiges Leben fern. Von meines Vaters Vermögensverhältnissen hatte ich keine Ahnung; meines Wissens besaß er keine Ländereien, Häuser oder sonstiges Eigentum, indessen konnte er auch schwerlich arm sein, da die Geldmittel, die er mir während meiner Studienzeit bewilligte, sehr reichliche waren, obgleich sie mich nicht zu verschwenderischen Ausgaben veranlaßten; unser Leben in Torwood, so einfach es auch war, ließ doch nie den Gedanken aufkommen, daß man sich irgend etwas der Ausgabe wegen versage. Immerhin hatte ich meinen Vater aber nie für einen reichen Mann gehalten und ich fühlte, daß es mein Los sei, für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten.

Herr Grace, den ich um Rat gefragt hatte, schien höchlich

belustigt zu sein von dem Gedanken, daß ich bei Gericht praktizieren wollte.

„Eine beschwerliche Laufbahn, Herr Philipp," sagte er, „und unter einer beschwerlichen Laufbahn verstehe ich ein schwieriges Vorwärtskommen. Wenn es mehr Rechtsstreitigkeiten gibt als früher, so sind auch mehr Leute da, um sich darein zu teilen, aber Sie müssen es eben versuchen, wie die andern auch."

Mit seiner Hilfe gelang es mir, einen Platz zu den Füßen eines Gesetz-Gamaliel zu erlangen, bei dem ich mir noch einige für meinen neuen Beruf nötige Kenntnisse erwerben wollte. Nochmals versuchte ich, meinen Vater zu überreden, seine Einsamkeit zu verlassen und mich in die Stadt zu begleiten. Nun ich ein Mann oder wenigstens beinahe ein solcher war, konnte ich eher mit ihm streiten und rechten, allein es führte zu nichts, er lehnte entschieden ab.

„Es wird am besten sein, du nimmst dir irgend eine Wohnung," sagte er, „und richtest sie nach deinem eignen Geschmack ein. Laß dich auch in einem angenehmen Klub aufnehmen. Grace wird für all dies sorgen."

„Eine Wohnung wird aber sehr kostspielig sein," entgegnete ich zweifelhaft, denn ich konnte einen solchen Luxus mit meiner Stellung nicht in Einklang bringen.

„Herr Grace wird dir jede nicht unvernünftige Summe zur Verfügung stellen; solltest du die Grenze überschreiten, so wird er es dir sagen."

„Kannst du das denn erschwingen, Vater?"

Ein Lächeln flog über sein Gesicht.

„Ja, ich kann es erschwingen, Philipp. Ich habe seit Jahren Geld erübrigt, so daß du nicht ängstlich zu sein brauchst. Außerdem habe ich niemand als dich in der Welt, mein Junge."

So kam ich in die Stadt.

Fünftes Kapitel.

„Sonnenkind".

Die Wohnung, die mir am besten gefiel, war in der Albemarle Street gelegen, aber die Miete schien mir so hoch zu sein, daß ich erst Herrn Graces Meinung darüber hören

wollte. Ich nannte den Betrag und war erstaunt, daß er kein Bedenken äußerte. Dadurch kühn geworden, sprach ich auch von der Einrichtung.

„Es wird sehr viel Geld kosten, wenn ich alles einrichte, wie es mir gefällt," sagte ich, auf den Busch klopfend.

„Heutzutage haben die jungen Leute kostspieligere Neigungen als früher," entgegnete er.

„Welche Summe denken Sie, daß ich dafür ausgeben dürfe?"

„Herr Norris bestimmte keine besondre Summe?"

„Nein, er sagte, alles, was vernünftig sei. Was verstehen Sie darunter, Herr Grace?"

Herr Grace schien beinahe verblüfft zu sein, doch zeigte er sich der Lage gewachsen.

„Ich möchte behaupten," antwortete er, jedes Wort erwägend, „daß unter allem, was vernünftig ist, eine nicht unvernünftige Summe begriffen werden muß. So würde ich zum Beispiel Anstand nehmen, zwanzigtausend Pfund für Sie zu bezahlen."

Ich lachte über diese Erklärung.

„Meine Lage ist schwierig," fuhr er fort, „Ihr Vater gab mir diesmal keine so genauen Verhaltungsmaßregeln wie gewöhnlich. Da Sie von seinen Verhältnissen nichts zu wissen scheinen, begehe ich vielleicht einen Vertrauensbruch, wenn ich Ihnen sage, daß er sehr wohlhabend ist und sein Einkommen entfernt nicht aufbraucht. Ich glaube aber, Herr Philipp, daß Sie unter diesen Umständen Ihre Einrichtung wählen können, wie es Ihnen gefällt."

Es war sehr befriedigend für mich, zu hören, daß mein Vater sich in guten Umständen befinde, aber es machte ihn mir zu einem noch größeren Rätsel. Da kam mir der Gedanke, vielleicht könne mir Herr Grace den Schlüssel des Rätsels geben.

„Herr Grace," sagte ich, „bitte, erzählen Sie mir alles, was Sie von meinem Vater wissen."

Er schrak leise zusammen, dann sah er mich an. „Ich will Ihnen sagen, was ich kann. Was wünschen Sie zu wissen?"

„Etwas über sein früheres Leben und warum er die letzten zwanzig Jahre an diesem elenden Ort verbracht hat, warum er niemand bei sich sieht und keine Freunde oder Verwandte hat. Und bitte, sprechen Sie mir auch von meiner Mutter."

Herr Grace überlegte einen Augenblick, dann begann er zu sprechen. Er wog jedes Wort sorgfältig ab, aber die Wiederholungen und die schwülstige Sprache waren verschwunden. Offenbar hörte ich ihn jetzt, wie er mit seinen Klienten sprach, und nun begriff ich auch zum erstenmal, wie er ein so berühmter Advokat hatte werden können.

„Herr Philipp," sagte er, „ich habe oft gedacht, die Zeit werde kommen, wo Sie mir diese Frage vorlegen würden, und ich habe mich besonnen, wie ich sie Ihnen beantworten sollte. Ich glaube es ist am besten, ich spreche ganz offen und ehrlich mit Ihnen, soweit meine Beziehungen zu Ihrem Herrn Vater dies gestatten. Ich darf Ihnen nur allgemeine Thatsachen mitteilen, die Einzelheiten müssen Sie sich selbst zurecht legen, so gut Sie können. Die Lebensweise Ihres Vaters ist mir so unverständlich wie Ihnen und, um sie überhaupt zu erklären, müssen wir von der Thatsache ausgehen, daß Herr Norris ein sonderbarer Mann und in vielen Dingen von seinen Nebenmenschen gänzlich verschieden ist. Seine zahlreichen guten Eigenschaften erkenne und bewundere ich so sehr, daß Sie nicht denken werden, ich setze ihn herunter, wenn ich die Eigenheiten erwähne, die meiner Ansicht nach sein Leben verdorben haben: eine gewisse Strenge und Entschlossenheit, seinen eignen Weg zu gehen, ohne auf guten Rat zu hören, dabei aber eine empfindliche Natur, die von jedem Hauch der öffentlichen Meinung aufs tiefste betrübt wird. Er ist ein Mann, der trotz seiner krankhaften Anlage zum Mißtrauen unbedingt da vertraut, wo seine Vernunft ihm sagt, daß er Vertrauen schuldig sei, der aber, einmal betrogen, dies nie vergeben und vergessen kann; ein stolzer Mann, für den eine Niederlage gleichbedeutend mit Tod ist, und der doch nicht genug Charakterstärke hat, um der Welt entgegenzutreten und sein Mißgeschick zu verschmerzen. Ich spreche offen, Herr Philipp, aber wie ich glaube, richtig."

Einige Züge, die er schilderte, erkannte ich und war bereit, die andern auf sein Wort hin als richtig anzuerkennen; so machte ich eine zustimmende Bewegung.

„Gut, also nehmen wir einmal an, ein solcher Mann erlebt in jungen Jahren eine große Enttäuschung; das, was ihm hätte Glück bringen sollen, läßt ihn gänzlich Schiffbruch leiden, er ist zu stolz, zu klagen, zu schwach, um der Welt mit diesem Unglück trotzzubieten, zu mutlos, um weiter zu kämpfen. Von Ekel erfüllt wendet er der Welt den Rücken,

aber seine Empfindlichkeit gegen ihr Urteil veranlaßt ihn, sich da zu verbergen, wo er ihre Stimme nicht mehr hört. Er verschwindet für die Welt, überläßt sie ihren Täuschungen und lebt jenes einsame, unbehagliche Leben, das mir, einem Geschäftsmann, einen wahren Schauder erregt. Nun habe ich Ihnen alles gesagt, was ich sagen konnte, und nicht mehr, als ich durfte."

Meine Gedanken verloren sich in Vermutungen, welches wohl die bittre Enttäuschung und das Mißgeschick hatte sein können, das eines solchen Mannes Leben zerstört hatte.

Da Grace schwieg, fragte ich:

„Aber meine Mutter?"

„Ihre Mutter habe ich nicht gekannt."

„Wer war sie? Wie hat sie geheißen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," entgegnete Grace kurz.

„Hat mein Vater sie geliebt?"

„Sehr, glaube ich. Ihr kurzes Zusammensein war reines Glück bis an das Ende."

„Bis sie starb?"

„Bis sie starb," wiederholte er.

Wie sonderbar erschien es mir, daß ich von niemand etwas über meine Mutter erfahren konnte, die so jung gestorben war. Ich verließ Grace nicht viel klüger als ich gekommen; ich hatte eine Schilderung von meines Vaters Wesen vernommen und erfahren, daß er ein reicher Mann sei. Dies war aber auch alles!

Doch ich hatte Angenehmeres zu denken als an meines Vaters rätselhafte Schicksale. Ich begann das Leben in London und das Leben als Mann unter günstigen Vorbedingungen. Die Wohnung in Albemarle Street war gemietet, und mit Hilfe eines sehr geschickten Tapeziers, der all die neuen Theorieen über die Kunst im Hause an den Fingern herzählte, bot sie bald einen sehr befriedigenden Anblick. Ich war erschrocken über die Beträge, die ich auf Herrn Grace anweisen mußte, aber dies erzeugte keine Mißbilligung. Sein ältester Sohn, der etwa vierzig Jahre alt und ein tüchtiger Jurist war, führte mich in einen Klub ein, in dem das juristische Element vorherrschte; einem Studienfreund verdankte ich die Aufnahme in einen andern Klub, der aus leichteren, angenehmeren, aber vielleicht auch gefährlicheren Elementen zusammengesetzt war. Wenige Wochen später hatte ich mich in meinem neuen Heim schon völlig eingelebt.

Die Vorbereitung für die Thätigkeit eines Juristen ist keine sehr anstrengende Arbeit, und obgleich ich zur Beruhigung meines Gewissens alles Nötige that, hatte ich noch sehr viel Zeit für mein Vergnügen übrig. Bald hatte ich eine Menge Bekanntschaften gemacht und auch einige Freunde gefunden. Unter den letzteren war auch ein junger Mann, Namens Vigor, der nur etwa zwei Jahre älter war als ich, mit dem ich mancherlei Neigungen gemein hatte und den ich um etliche seiner erfolgreichen schriftstellerischen Versuche beneidete, die für die Zukunft noch Größeres hoffen ließen. Eines Abends saß ich so gegen halb zwölf bei ihm in seinem Zimmer und erfreute mich an seiner klugen Unterhaltung, als die Thüre aufging und Herr Estmere angemeldet wurde.

Vigor begrüßte seinen Besuch herzlich. „Nun, Valentin, mein Junge, ich freue mich, dich zu sehen, und so strahlend und schön wie immer! Wo warst du denn?“

„Ich komme gerade aus dem Theater,“ sagte der eben eingetretene große junge Mann, „und als ich sah, daß du noch Licht hattest, dachte ich, du würdest mir schon eine Cigarre und etwas zu trinken geben.“

„Dieser Schluß ist richtig, gewiß werde ich es thun. Aber erst laß mich die Herren miteinander bekannt machen. Herr Estmere — Herr Norris.“

Estmere wandte mir sein freundliches Gesicht zu und streckte mir die Hand entgegen. Dann warf er Hut und Ueberzieher ab und ließ sich, offenbar hier ganz zu Hause, in dem bequemsten Sessel nieder.

Er war ein großer, wohlgebauter junger Mann von etwa zwanzig Jahren, sein Haar war hell, seine Augen blau. Ich habe oft über den eigenartigen Reiz nachgedacht, von dem Valentin Estmere so umwoben schien, daß seine bloße Anwesenheit, selbst bei Fremden, sofort eine fröhliche Stimmung und Wohlbehagen erregte. Ich kann leicht seine Haare, Nase, Augen, Stirn und Gesichtsfarbe beschreiben, sein Wesen aber nicht. Es mag sein, daß der Schlüssel dazu in seiner vollständigen Natürlichkeit lag. Das Lächeln, mit dem er einen begrüßte, schien wahrer zu sein, als das andrer Leute; war man sein Freund, so war es wahr, weil er einen liebte; war man ihm fremd, so war es wahr, weil er die Menschheit im allgemeinen liebte. Daß er Feinde hatte, habe ich nie gehört. Ich bin Hunderten von bedeutenderen Männern begegnet, Hunderten, die glänzendere Eigenschaften besaßen, aber

keinem, der in gleichem Grade die Macht besessen hätte, die Liebe und Zuneigung der Männer zu gewinnen; die der Frauen erobert man verhältnismäßig leichter. Seine Stimme war die angenehmste, die ich je gehört hatte, und seine leichte, ungezwungene Art zu sprechen, die mit alt und jung, hoch und niedrig dieselbe war, wurde mir zu einer Quelle beständigen Entzückens.

Natürlich greife ich mit dieser schwachen Schilderung weit vor. In dem gegenwärtigen Augenblick, als er in Vigors Zimmer trat, fühlte ich mich wie jedermann zu ihm hingezogen und Vigors Bezeichnung „strahlend und schön" schien mir nicht übertrieben zu sein. Sobald ich ihn erblickte, fiel mir Prescotts „Eroberung von Mexiko" ein und ich stellte mir Alrado gerade so vor wie Valentin Estmere und begriff ganz wohl, warum ihn die Azteken sofort das „Sonnenkind" nannten.

Der junge Mann, der in seinem tadellosen Gesellschaftsanzug, eine Cigarre dampfend, in einem Sessel lag, unterschied sich äußerlich nur dadurch von andern, daß er mehr Schmuck trug, als heutzutage Mode ist — mehrere schöne Ringe blitzten an seinen Fingern; ich weiß nicht, woran es lag, aber bei ihm sah dergleichen mehr angebracht und weniger anfechtbar aus als bei andern. Er hätte alle Esterhazyschen Diamanten tragen können und würde doch nie unfein oder wie ein Petroleumprinz ausgesehen haben.

„Nun, Estmere," sagte Vigor, „laß 'mal hören, was du all die Zeit getrieben hast."

„Ich habe eine Geliebte beraubt, um die andre zu schmücken, dem Gewand der einen Kunstgriffe abgesehen, um die andre zu verschönen."

„Sprich prosaischer, wenn du kannst; du erschreckst Norris mit deinen feurigen Bildern."

„Ich habe mich um der Kunst willen mit der Natur abgegeben und doch versucht, die Kunst in Natur zu verwandeln."

„Das klingt womöglich noch dunkler."

„Nun also, um mich deinem Fassungsvermögen angemessen auszudrücken, ich habe an der Küste von Cornwall Skizzen gemalt."

„So willst du also wirklich Künstler werden?"

„Natürlich will ich. Bin ich doch heute sogar bei Soloman, dem Händler, gewesen, und habe ihn um die Erlaubnis

gebeten, ihm einige meiner Skizzen unter gegenseitig vorteilhaften Bedingungen zu bringen."

„Das war freundlich gegen Soloman. Was hat er gesagt?"

Estmere lachte lustig. „Er sagte, er sei in seinem ganzen Leben noch nicht so enttäuscht gewesen."

„Waren die Skizzen so furchtbar schlecht?"

„Nein, er hat sie gar nicht gesehen. Ich konnte das Bündel doch nicht mit mir herumschleppen und wollte deshalb eine Verabredung mit ihm treffen. Der alte Spitzbube war kriechend höflich und bat mich, hinaufzuspazieren, ich glaube, er nannte mich ‚Mylord'. Ihr hättet sein Gesicht sehen sollen, als ich ihm sagte, ich sei ein junger Künstler. ‚Ich habe mich geirrt,' murmelte er, ‚ich hätte gedacht, mein Herr, Sie hätten mehr Uebung im Bilderkaufen als im Bildermalen!'"

„Schmeichelhaft, aber nicht gerade ermutigend! So kam der Handel nicht zustande?"

„Nein, er kam nicht zustande, was im ganzen recht gut ist, denn ich liebe die Juden nicht. Sie betrachten meine Ringe, Herr Norris," sagte er, sich zu mir wendend.

Ich errötete verlegen; Estmere hatte eine Handbewegung gemacht, als ob er alle Juden verbannen wollte, und die Edelsteine funkelten durch den Tabaksqualm.

„Valentins Hände sehen gerade aus wie die eines angestrengt arbeitenden Künstlers, nicht wahr?" sagte Vigor mit gutmütigem Spott.

„Ich weiß es wohl und schäme mich furchtbar darüber," sagte Valentin fast demütig, „aber ich kann es nicht ändern. Es ist eine angeborene Schwäche bei mir, diese unmäßige Liebe zu glänzenden Dingen. Was kann es aber auch Schöneres geben als einen Saphir?"

„Die Augen einer Frau," meinte Vigor.

„Möglich, aber ich bin noch keiner solchen begegnet, erlebe ich dies noch, so werde ich niederknieen und sie anbeten. Bis dahin werde ich aber wohl fortfahren, mich in Armut zu stürzen um das, was Vigor ‚glänzenden Tand' nennt."

„Jeder andre würde furchtbar unfein aussehen, aber ich weiß nicht, wie das kommt, bei dir scheinen solche Schmuckgegenstände ganz an ihrem Platz zu sein; sie passen zu deiner besondern Art von Schönheit."

Estmere nahm den Spott seines Freundes in möglichst

liebenswürdiger Weise auf und gestand seine Schwäche ein, ohne sie verteidigen zu wollen.

„Jetzt sing uns noch 'was," bat Vigor, der die Musik liebte und ein Klavier hatte.

Ohne sich nach Dilettantenart zu zieren, entsprach Estmere diesem Wunsche und sang einige Balladen mit viel Geschmack und Gefühl. Dazwischen hinein drehte er sich auf dem Klavierstuhle herum und erzählte uns einige unterhaltende Geschichten von seiner Studienreise. Seine Beschreibungen und Nachahmungen waren so frisch und originell, daß ich Vigor um seinen Freund zu beneiden begann.

„Aber jetzt muß ich machen, daß ich fortkomme," sagte er, „meine Mutter wartet auf mich. Haben wir denselben Weg, Herr Norris? Dann kann ich Sie in meinem Wagen mitnehmen."

„Du verschwenderischer junger Bettler!" rief Vigor. „Die ganze Zeit läßt du eine Droschke warten! Du scheinst dich ja gegenwärtig in Gold zu wälzen. Mach schnell, daß du fortkommst!"

Es war mir komisch, Estmere davon sprechen zu hören, daß seine Mutter auf ihn warte. Die wenigsten jungen Leute in seinem Alter würden dies erwähnt haben, und er sprach davon, wie von dem natürlichsten Ding von der Welt.

Ich ging nicht mit ihm; meine Wohnung befand sich nahe bei der von Vigor, und meine neue Bekanntschaft hatte mir so viel Interesse eingeflößt, daß ich noch etwas über ihn hören wollte. Er verließ uns, nachdem er Vigor versprochen hatte, bald wiederzukommen, und mir wenigstens schien das Zimmer dunkler geworden zu sein, nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte.

„Wer ist er?" fragte ich.

„Valentin Estmere — jedermanns Liebling; du kannst gar nicht umhin, den Burschen lieb zu haben. Er lebt mit seiner Mutter, der Lady Estmere, in St. Johns Wood."

„Sind sie reich?"

„Ganz wohlhabend, glaube ich. Valentin hat mehr Geld als gut für ihn ist, wenn er in der Kunst etwas leisten will."

„Lebt sein Vater noch?"

„Gestorben vor langen Jahren."

„Warum hat er den Titel nicht geerbt?"

„Ich glaube, es ist noch ein älterer Bruder vorhanden; aber ich weiß nicht viel von der Familie, ich kenne nur

Valentin. Uebrigens glaube ich, daß er zu dir passen würde, Norris. Er ist ein guter Kerl, und deine melancholischen Stimmungen würden sich in seiner Gesellschaft sicherlich nicht hervorwagen."

„Es wäre mir recht, wenn du ihn einmal zu mir bringen würdest."

„Das will ich. Lade mich einmal zum Mittagessen oder Thee ein, dann bringe ich Estmere mit."

Zufällig traf ich am andern Tage Estmere im Park und lud ihn selbst ein, was er sofort annahm, und von da an kam er des Abends öfter zu mir. Vigor hatte recht, er paßte ausgezeichnet zu mir, und ich glaube, daß ich ihm auch gefiel. Vielleicht zog uns gerade die Verschiedenheit unsrer Charaktere an. Wohl war ich, wie ich schon früher gesagt habe, ein glücklicher Mensch, aber durch das einsame Leben, das ich in meiner Kindheit geführt, hatte ich manchmal etwas Ernstes und Melancholisches in meinem Wesen oder, um es anders auszudrücken, die Erinnerung an meine frühere Einsamkeit und das Bewußtsein meines gegenwärtigen Alleinseins kamen ab und zu über mich; denn abgesehen von meinem Vater war, soviel ich wußte, kein Mensch in der Welt, mit dem ich irgendwie verwandt gewesen wäre oder der sich um mich gekümmert hätte.

So entsprach Valentin Estmere zu jener Zeit mit seinem stets heiteren, hoffnungsvollen Wesen und dem Talent, seine gute Stimmung auch auf andre zu übertragen, einem lebhaften Bedürfnis in mir. Er hatte eine Menge Freunde, aber nach kurzer Zeit hatte ich das glückliche Bewußtsein, daß er mich vor den übrigen auszeichne und daß er mich zu seinem Vertrauten erwählt habe. War Valentin einmal jemands Freund, so vertraute er ihm auch unbedingt. Nach wenig Wochen wußte ich, daß ich meine erste Freundschaft, vielleicht fürs ganze Leben, geschlossen habe und daß zwischen Estmere und mir ein ähnliches Verhältnis bestehe, wie zwischen David und Jonathan.

Sechstes Kapitel.

Ein erfolgreicher Künstler.

Etwa vierzehn Tage, nachdem ich Estmeres Bekanntschaft gemacht, saß ich eines Morgens behaglich bei meinem Frühstück in Albemarle Street. Nachgerade war ich in betreff eines Frühstücks Kenner geworden. Man hat gut von den Vorzügen des Landlebens reden, ich behaupte doch, daß man nirgends frischere Milch und Eier, fettere Sahne und schönere Butter bekommt, als im Westend von London, Notabene wenn man genug dafür bezahlt. Das beste von allem wird nach der Hauptstadt gebracht, und der Genuß, mit dem man diese Dinge auf dem Lande verzehrt, ist sicher mehr der frischen Luft als ihren Vorzügen zuzuschreiben. Da ich auf dem Lande aufgewachsen bin, habe ich das Recht, dies auszusprechen.

Ich verweilte also noch am Frühstückstisch, schlürfte meine Tasse Thee und drehte mir eine Cigarette, dazwischen hinein blickte ich aber immer wieder auf einen Brief, der vor mir lag, einen Brief, der mich mit Schreck und Staunen erfüllte. Um meine Gefühle zu begreifen, muß man den Brief mit mir lesen.

„Mein lieber Philipp!

Unpäßlichkeiten ist man bei mir so ungewohnt, daß Du überrascht sein wirst, zu hören, daß ich kürzlich nichts weniger als wohl war, ja sogar den Arzt zu Rate ziehen mußte. Weniger überrascht wirst Du darüber sein, daß dieser eine Veränderung der Umgebung und der Lebensweise für allein geeignet hielt, mich wieder herzustellen, da mein Leiden mehr gemütlich als körperlich sei. Er muß wohl recht haben, denn sofort begann ich, mich nach andern Ländern, andern Gegenden zu sehnen. Vielleicht ist es mir zu Mute wie Dir, ehe Du in die Schule kamst, vielleicht fange ich an, klüger zu werden; jedenfalls habe ich mich entschlossen, dem Rate der Aerzte zu folgen und eine Zeitlang zu reisen. Ich beabsichtige, eine Reise um die Welt zu machen, und werde nächsten Mittwoch nach New-York abreisen. Willst Du nach Liverpool kommen und mir lebewohl sagen? Am Montag werde ich im Hotel Adelphi eintreffen.

Dein Dich liebender Vater Norris."

Das erste, was ich that, als ich mir den Inhalt des Briefes klar gemacht hatte, war, hell aufzulachen. Das Komische an der Sache überwältigte mich einen Augenblick. Ein Mann, der sich in zwanzig Jahren keine zehn Meilen von seinem Hause entfernt hatte, kam plötzlich auf den Gedanken, die Welt zu umsegeln — das hieß sich doch von einem Extrem ins andre stürzen. Es war mir lieb und leid zugleich; lieb, weil er doch endlich auf den Gedanken gekommen war, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, und leid, weil es Gemütsleiden waren, die ihn dazu gedrängt hatten. Früher hatte ich selbst ab und zu gefürchtet, daß das trübselige Dasein, das mein Vater führte, mit der Zeit einen nachteiligen Einfluß auf sein Gemüt ausübe; nun fühlte ich, daß der Schritt, den er that, um das Uebel zu vermeiden, der richtige sei. Der Gedanke an eine so lange Trennung betrübte mich, denn ich las zwischen seinen Zeilen, daß er nicht die Absicht hatte, mich mitzunehmen. Ich beschloß, ihm dies vorzuschlagen, obgleich ich wußte, daß er allein gehen wollte; hätte er meine Begleitung gewünscht, so würde er mich früher benachrichtigt haben, ich mußte mich darauf gefaßt machen, ihn zwei Jahre lang nicht zu sehen. Nach dem Frühstück ging ich zu Herrn Grace, weil ich dachte, es könne mir nützlich sein, seine Ansicht über die Sache zu hören.

„Guten Morgen, Herr Philipp," sagte der alte Herr, als ich in sein Arbeitszimmer trat, „gerade habe ich an Sie gedacht."

„Dann haben Sie wohl Nachricht von meinem Vater erhalten?"

„Ja, ich habe Nachricht von Ihrem Herrn Vater erhalten."

„Wie er mir schreibt, will er eine längere Reise antreten."

„Ja, eine lange Reise — eine sehr ausgedehnte Reise. Ich freue mich, es zu hören, und hoffe, daß er nach mehr als einer Seite hin genesen zurückkehre."

„Schrieb er Ihnen, ob er wünscht, daß ich ihn begleite?"

„Dies schrieb er nicht, und ich möchte glauben oder vielmehr ich schließe aus seinem Briefe, daß er dies nicht wünscht. Eine gewisse Stelle, die sich auf Sie bezieht, kann ich nur in diesem Sinne auffassen."

„Geht er ganz allein?"

„Ganz allein," entgegnete Herr Grace, „aber wenn ich sage, ganz allein, meine ich damit nicht, daß er in Dampf-

booten und Eisenbahnen der einzige Reisende sein werde, sondern nur, unbegleitet von Freunden und Verwandten."

„Hat er außer mir irgend einen Freund oder Verwandten?" fragte ich traurig.

„Ich glaube nicht, jedenfalls keinen, aus dem er sich etwas macht. Sie werden wohl morgen nach Liverpool gehen?"

„Gewiß."

So fuhr ich also nach Liverpool und traf dort meinen Vater.

Bleich und mager sah er aus, so krank, daß ich ihn aufs nachdrücklichste bat, ihn begleiten zu dürfen, was er bestimmt, aber gütig ablehnte.

„Ich werde wohl zwei Jahre ausbleiben," sagte er, „und auf diese zwei Jahre könntest du später leicht als auf verlorene zurückblicken, wenn du London und deinen Beruf jetzt verlassen würdest. Außerdem will ich allein gehen. Es ist ein physisches und psychisches Experiment, das ich mache, Philipp; gelingt es, so kehre ich nach meiner Rückkunft in die Welt zurück, und dann werden auch wir mehr zusammen sein und vielleicht noch bessere Freunde werden."

Seit jenem Abend, an dem die Einsamkeit meinem jungen Herzen so unerträglich geschienen hatte, war mein Vater nicht wieder so liebevoll gewesen, wie jetzt, und meine Augen wurden feucht.

„Möchte es so werden!" rief ich aus, „möchtest du nach deiner Rückkehr den Platz unter den Menschen einnehmen, der dir zukommt, es gibt so wenige, die mit dir zu vergleichen sind, Vater!"

Dies war nur die Wahrheit. Mein Vater hätte jedem Kreis zur Zierde gereicht, wäre in jedem eine bedeutende Erscheinung gewesen, sowohl seiner seltenen Kenntnisse als auch seines Aeußeren wegen; erkannte man doch in jedem Zug seines Gesichtes, in jeder Bewegung den feingebildeten, vornehmen Mann. Noch war er jung, und ich hoffte aufs neue, daß der Rest seines Lebens nicht auch vergeudet werden würde; ich fühlte das Unrecht, das ein Mann seines Schlages beging, wenn er seine Pfunde vergrub, wie er es bisher gethan hatte.

Er lächelte über meine jugendliche Hitze.

„Nein, Philipp, wir wollen einmal sehen, was Zeit und Veränderung zuwege bringen werden. Vielleicht belebt sich alter Ehrgeiz und früheres Streben aufs neue, vielleicht werden

alter Kummer und alte Schande endlich vergessen und überwunden, vielleicht können auch alter Haß und alte Liebe endlich vergeben; wo nicht, bleibt immer noch Torwood, wohin man zurückkehren kann."

„Aber Vater, willst du mir nicht, da du scheidest, etwas über dich selbst sagen? Ich bin jetzt ein Mann und könnte dich verstehen, und du gehst so lange und so weit fort. Soll ich, falls sich irgend ein Unglück ereignete, nie mehr von dir wissen, als ich jetzt weiß?"

Ueber meine Kühnheit zitternd, hatte ich die Worte hervorgebracht, aber er schien nicht beleidigt zu sein.

„In Herrn Graces Händen befinden sich Papiere, durch die du im Falle meines Todes alles erfährst. Ich habe ihm die Anweisung gegeben, dir alles auszubezahlen, was du brauchst. Ich habe unbeschränktes Vertranen zu dir, Philipp. Lebe ganz, wie es dir gefällt. Folge deinem Beruf, wenn er dir zusagt, aber es ist ebensogut, wenn du gleich erfährst, daß es nicht durchaus nötig ist, daß du etwas arbeitest. Nach meiner Rückkehr wollen wir über deine Zukunft entscheiden — und nun lebe wohl."

Ich begleitete ihn an Bord des mächtigen Dampfers, winkte ihm einen letzten Abschiedsgruß zu und kehrte dann traurig und einsamer als je nach London zurück. Was konnte sich nicht alles ereignen, ehe wir uns wiedersahen!

Sein Reiseplan war ganz unsicher. Er hatte versprochen, mir zu schreiben, und mich gebeten, ihm an gewisse Orte aufs Geratewohl Briefe zu senden; er wollte durch einen vorher genau festgestellten Reiseplan nicht gehemmt sein und jeden Augenblick dahin gehen können, wohin er Lust hatte. Unter diesen Umständen wurde ich den wenig angenehmen Gedanken, daß ich lange vor seiner Rückkehr tot, begraben und vergessen sein konnte, nicht los.

In dieser Zeit war es, wo ich mich Valentin Estmere anvertraute und mich nach seiner Gesellschaft, nach seiner Freundschaft — nach seiner ganzen, ungeteilten Freundschaft — zu sehnen und diese für etwas zu meinem Glück unumgänglich Notwendiges zu halten begann. Kaum kann ich Worte finden für die Zuneigung, die ich für diesen glänzenden Jüngling, für dies „Sonnenkind", wie ich ihn scherzend nannte, zu fühlen begann. Zwischen Männern sind derartige Gefühle selten, ganz junge Schüler lernen sie ab und zu kennen, aber später, wenn das Ringen um Erfolg und um das eigne

Vorwärtskommen beginnt, vermögen nur wenige zu empfinden, daß eines andern Mannes Erfolg größere Freude verursacht, als der eigene, daß sein Mißerfolg mehr schmerzt, als die Vernichtung eigner Pläne und Hoffnungen. Dies war es aber, was ich für Valentin fühlte. Wäre es nötig gewesen, ich hätte seine Liebe gesucht und um sie geworben, wie um die Liebe eines Weibes. Glücklicherweise war dies aber nicht erforderlich, er kam mir auf halbem Wege entgegen. Bald waren seine Freundschaft, seine Liebe mein, und ich freute mich, daß ich mit meiner Schwäche nicht allein stand. Alle unsre Gedanken, Hoffnungen und etwaigen Sorgen waren gemeinschaftliches Gut, und ich war glücklich, dies glauben zu dürfen.

Valentin hatte einen eigentümlichen Charakter, dessen Studium für mich ein nie versiegender Quell von Freude und Unterhaltung war. In manchen Dingen kindlich harmlos, zeigte er in andern einen Grad von Schlauheit, den man ihm nicht zugetraut hätte. Ebenso war er, obgleich häufig verschwenderisch, doch auch gerade so oft vorsichtig, selbst sparsam. Zugleich träge und fleißig, konnte er einmal angestrengt arbeiten, aber dann wieder tagelang keinen Pinselstrich thun, der ihn den Resultaten näher gebracht hätte, die ihn für die angestrengte Arbeit belohnen sollten. „Weder Gedanken noch die Ausführung lassen sich erzwingen," sagte er.

Ob Valentin als Künstler großen Erfolg erringen würde, konnte ich nicht vorhersagen. Jedenfalls hatte er die Kunst zum Beruf gewählt und sich in Chelsea ein Atelier eingerichtet, in dem ich manche angenehme Stunde mit ihm verbrachte. Seine nach der Natur angefertigten Skizzen zeugten von bedeutendem Talent, aber die Frage war, wie seine größeren, ausgeführten Gemälde werden würden. Manchmal war er hoffnungsvoll und von seinen Fortschritten befriedigt, zeitweise aber auch niedergeschlagen und an seinen Anstrengungen verzweifelnd. Ich lobte ihn, so gut ich konnte, aber er wußte, daß ich parteiisch war, und deshalb hatten meine Worte für ihn nicht so viel Ueberzeugendes und Ermutigendes in sich, als ihm nötig gewesen wäre. Estmeres Niedergeschlagenheit war aber immer noch fröhlicher und unterhaltender, als andrer Leute gute Stimmungen.

Nach einem Tage, den er als einen unbefriedigenden bezeichnet hatte, saßen wir bei einander in meinem Zimmer; ich rauchte meine Cigarre und lauschte den Klängen, die er

mit seltener Kunstfertigkeit dem Klavier entlockte. Nachdem er eine seiner eignen Kompositionen zu Ende gespielt hatte, schloß er das Instrument und drehte sich nach mir um.

„Ich wundere mich, daß du nie an die Musik gedacht hast als an einen Weg zu Glück und Ruhm," bemerkte ich.

„Ich habe das auch gethan — vor einigen Jahren war ich fest entschlossen, nach Leipzig zu gehen und drei Jahre Musik zu studieren. Um ehrlich zu sein, will ich dir gestehen, daß ich darum gewürfelt habe, was ich wählen sollte, Musik oder Malerei."

„Du glücklicher Mensch, der du zwischen beiden wählen konntest, und noch glücklicher, daß du reich genug bist, um von beiden unabhängig zu sein."

„Ich bin nicht reich! Wie kommst du nur auf diesen Gedanken? Meine Mutter hat ein schönes Einkommen, aber es ist nur eine Leibrente, die nach ihrem Tode aufhört. Du kennst meine Mutter noch nicht, bald sollst du sie kennen lernen. Sie ist jetzt verreist," fuhr er fort, „sie ist seit zehn Tagen in Malvern, und ich fürchte, sie wird vor sechs Wochen nicht zurückkommen, aber dann mußt du sie gleich besuchen. Sie wird dir gefallen und du ihr! Dunkle, ernst aussehende Bursche wie dich hat sie gerne."

„Du hast sie wohl sehr lieb?" fragte ich.

Valentin lachte in seiner angenehmen Weise. „Sie lieb haben, ist wohl nicht das richtige Wort. Weißt du, wir leben ganz allein miteinander und sind uns alles. Ich wäre auch jetzt bei ihr, aber sie hat mich nicht mitnehmen wollen."

„Wie ist sie? Beschreibe sie mir!"

„Wie kann ein Sohn seine Mutter beschreiben? Für mich ist sie die schönste und edelste der Frauen, aber so muß einem jede Frau vorkommen, die einen liebt, wie sie mich. Doch meine überschwenglichen Lobeserhebungen machen dich traurig, ich hätte nicht vergessen dürfen, daß du deine Mutter nie gekannt hast. Laß uns von 'was anderm reden! Von der Kunst zum Beispiel!"

Ich war wirklich traurig geworden, und er hatte bemerkt, daß ich ihn um seine Mutter so sehr beneidete, als um seine andern Gaben. So ließ ich den Gegenstand fallen.

„Mit dem großen Werk geht es also nicht ganz nach Wunsch?" fragte ich.

„Nein; heute morgen hatte ich schon mein Messer

gezogen, um es zu zerschneiden, schließlich habe ich aber doch der Versuchung widerstanden."

„Jeder edle Mensch strebt nach einer Vollkommenheit, die er nicht erreichen kann."

„Ja, aber deshalb ist ihm das Mißlingen doch nicht angenehm! Du weißt überhaupt gar nicht, wie Bilder gemacht werden. Komm morgen zu mir, und ich will dir einmal einen erfolgreichen Künstler zeigen."

Am nächsten Morgen holte ich Valentin in seinem Atelier ab, und dann machten wir uns auf den Weg zu dem erfolgreichen Künstler.

Nach einem Spaziergang von etwa einer halben Stunde traten wir in ein anständig aussehendes Haus und fragten nach Herrn Baker. Der Name war mir zwar unbekannt, aber Valentins Wort verbürgte mir das Verdienst seines Trägers um die moderne Kunst. Der Künstler, noch ein ganz junger Mann, erschien bald und begrüßte Valentin freundlich und herablassend.

„Ich habe Ihnen neulich gesagt," begann dieser, „daß ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis einen Freund mitbringen würde, um Sie bei der Arbeit zu sehen. Männer auf Ihrer Höhe freuen sich immer, Anfängern Gelegenheit zu geben, solche Winke aufzufangen, die sie begreifen können."

„Ganz recht, Herr Estmere, ganz recht, — niemand sollte mit technischen Ratschlägen geizen. Freilich, die Begeisterung kann man niemand geben, diese ist des Künstlers eigenstes Gut."

„Gewiß, so ist's," antwortete Valentin, „das heilige Feuer, das hinter dem eigenen Rost brennt, kann nicht durch Nachahmung hinter einem andern Rost zum Glühen gebracht werden."

Der Künstler sah höchst befriedigt aus. „Wollen mir die Herren gefälligst folgen?" Er führte uns in sehr würdiger Weise ein paar Treppen hinauf; Estmere sah höchlich belustigt aus, aber ich begriff noch nicht, wo der Spaß liegen sollte. Herr Baker ließ uns oben im Hause in ein großes Zimmer treten, in dessen einer Ecke ein Haufen neuer Leinwand und Malgerätschaften lagen. In einer Linie, nur durch kleine Zwischenräume voneinander getrennt, standen drei Staffeleien, deren jede ein großes Stück Leinwand trug. Zwei in der äußeren Erscheinung unserm Führer ziemlich ähnliche Männer standen unbeschäftigt daneben. Als

wir eintraten, griffen sie vor Herrn Baker achtungsvoll an ihre Mützen, was dieser mit einem leichten Nicken erwiderte.

„Sie sind gerade recht gekommen," sagte er zu uns, „ich bin eben im Begriff, ein neues Werk anzufangen."

„Herr Baker ist nämlich eine Art Schöpfer," erklärte Valentin mit einem leisen Lachen in der Stimme. „Die einzigen Skizzen, die er macht, macht er innerlich. Du wirst dich wundern, wie leicht ihm die Arbeit von der Hand geht."

Ich war wirklich erstaunt. Der talentvolle Maler warf mit kühner, sicherer Hand die Umrisse von Bergen, Bäumen und einem See auf seine jungfräuliche Leinwand und nach fünf Minuten war sein Pinsel in vollster Thätigkeit. Das Lustige an der Sache war, daß die beiden Männer zu seiner Rechten und Linken ihm jeden Pinselstrich nachmachten und uns so das Schauspiel gewährten, drei in Farbe und Zeichnung völlig gleiche Bilder entstehen zu sehen. Bei der Geschwindigkeit mit der sie malten, mußten die Bilder in einigen Stunden fertig sein.

Lange Zeit sah ich mit großer Neugier zu, bis der Vorarbeiter aufhörte und sich in Erwartung des Lobes, das er zu verdienen glaubte, an uns wandte.

„Es ist höchst wunderbar," sagte Valentin ernsthaft.

Da er kein passenderes Wort hätte finden können, wiederholte ich es.

„Nun lassen Sie uns aber auch etwas Fertiges sehen," bat Valentin.

Daraufhin zeigte uns Herr Baker zwanzig oder dreißig Stück großer Gemälde, alle frisch von der Staffelei; sie behandelten alle die nämlichen Gegenstände: Berge, Seen, Wasserfälle und Bäume, dazwischen fischende Gestalten, trinkende Rehe oder grasende Kühe. Wir dankten für den interessanten Genuß, aber man denke sich meinen Schrecken, als Estmere sagte: „Mein Freund möchte gern eine Probe Ihrer Kunst besitzen, Herr Baker; was hast du dir ausgesucht, Philipp?"

„Du mußt für mich wählen," sagte ich ziemlich kleinlaut, im Bewußtsein, daß ich bedauern würde, je Bakers Bekanntschaft gemacht zu haben, wenn er mir fünfzehn oder zwanzig Guineen abnähme für ein Bild, das ich gar nicht aufhängen konnte.

„Dies hier, meine ich," sagte Valentin, und griff eins

der nüchternsten Produkte heraus. „Es ist sehr groß und voll Atmosphäre. Wie teuer, Herr Baker?“

Ich zitterte; das Bild war so groß, daß jeder Künstler, der etwas auf sich hielt, mindestens fünfzig Pfund verlangen mußte.

„Sie haben gut gewählt, Herr Estmere,“ sagte Baker. „Dies Bild hat mich viel Arbeit und Gedanken gekostet; ich bin die Verbindlichkeit eingegangen, kein Bild unter einem bestimmten Preise zu verkaufen, so kann ich nicht weniger sagen, als zwei Guineen.“

Die Erleichterung, die ich bei dieser bescheidenen Forderung empfand, war allein schon das Geld wert; ich zog es vergnügt heraus.

„Soll ich das Bild für Sie einrahmen lassen?“ fragte Herr Baker. .

„Nein, danke schön,“ sagte Valentin artig, „Herr Norris wird es dieser Tage abholen lassen.“

Da dies bis heute nicht geschehen ist, wird mein Einkauf wohl wieder unter den Vorrat gewandert sein.

„Was denkst du dir denn dabei, wenn du einen solchen Kerl einen erfolgreichen Künstler nennst?“ fragte ich, sobald wir aus der Thür waren.

„Ein erfolgreicher Künstler ist einer, der Geld macht; dieser macht Geld.“

„Wie?“

„Diese Männer verfertigen fünfzehn Bilder in einer Woche, die sie an einen unternehmenden Händler zu dreißig Schilling pro Stück verkaufen — macht zusammen zweiundzwanzig Pfund zehn Schilling die Woche, das ist doch kein zu verachtendes Einkommen.“

„Wer sind die beiden andern?“

„Das ist der Spaß bei der Sache — es sind seine Brüder. Er ist der Schöpfer — der Mann mit dem heiligen Feuer — und steht natürlich hoch über ihnen. Deshalb erwartet dies begabte Wesen auch von seinen Brüdern, obgleich sie sich mit ihm in den Nutzen teilen, daß sie bei jeder Gelegenheit den Hut vor ihm abnehmen, als ein leichtes Zeichen der Ehrfurcht vor seinem Genius.“

„Wo hast du nur diese sonderbare Bekanntschaft gemacht?“

„Ich weiß nicht mehr; ich habe ihn irgendwo getroffen. Du weißt ja, ich spreche mit jedermann, und aus irgend einem Grunde zeigen sie sich alle wohlwollend gegen mich.“

Dies war richtig; Valentin Estmere sprach mit jedermann, ob hoch, ob niedrig, und fragte wenig danach, wer oder was jemand war, und der eigentümliche Reiz seines Wesens gewann ihm das Wohlwollen aller.

Als wir New Bond Street hinuntergingen, sah ich einen großen, bärtigen, gebräunten Mann unter der Thüre eines Gasthofes stehen, er sah vornehm aus, obgleich er nicht nach der neuesten Mode gekleidet war.

Obgleich beinahe zehn Jahre verflossen waren, seit ich ihn nicht gesehen hatte, erkannte ich ihn doch auf den ersten Blick — es war Lord Rothwell.

Es war nicht meine Schuld, daß wir nicht früher zusammengetroffen waren; ich hatte ihn schon bei meiner ersten Anwesenheit in London aufgesucht, aber er war damals am andern Ende der Welt gewesen. Mehrere Jahre hatte ich mit ebensowenig Erfolg meine Erkundigungen nach ihm fortgesetzt. In der letzten Zeit war mir die Hoffnung, ihn einmal wiederzusehen, ganz geschwunden; ich hatte auch das Gefühl, er müsse mich vergessen haben und werde sich wenig daraus machen, mich wiederzutreffen. Noch war ich zu keinem Entschluß darüber gekommen, ob ich ihn anreden oder ruhig vorübergehen sollte, als Estmere ihn auch erblickte.

„Bei Gott," rief er, „das ist Lord Rothwell, ich wußte gar nicht, daß er zurückgekommen ist."

Ehe ich antworten konnte, war er von meiner Seite verschwunden, über die Straße geeilt und schüttelte dem großen Reisenden herzlich die Hand; ich folgte ihm langsamer und hörte, als ich näher trat, wie Lord Rothwell sagte: „Aber Valentin, du bist gewachsen! Du bist geradeso gewachsen, wie ich dich mir gedacht habe, und siehst auch deiner Mutter so ähnlich: ich freue mich herzlich, dich zu sehen, mein Junge!"

Als Lord Rothwell sah, daß ich neben ihnen stand, blickte er mich forschend an. „Ein Freund von dir, Valentin?" fragte er höflich.

Lachend entgegnete ich, ehe Valentin antworten konnte: „Sie haben mich vergessen, Lord Rothwell. Erinnern Sie sich auch Ihres seekranken Freundes, des Herrn Dunstable, nicht mehr, auch nicht Herrn Stantons und des Knaben, der Sie in seiner Jolle ans Land brachte?"

„Des Kapitän Philipp?" rief er und streckte mir seine Hand entgegen. „Auch Sie sind gewachsen und haben sich verändert; wer konnte beim Anblick des bärtigen Mannes an

den Knaben denken? Und doch hätte ich Ihre Augen kennen sollen. Aber wie kommt es," fuhr er fort, während sein Gesicht einen ernsten, erstaunten Ausdruck annahm, „daß ich euch beide beisammen sehe? Wie lange kennt ihr einander schon?"

Bei dieser Frage lachten wir beide.

„Noch nicht sehr lange," antwortete ich, „einige Wochen, glaube ich; ein gemeinsamer Freund machte uns bekannt."

„Wenn er einen schlechten Charakter hat, oder sonst etwas an ihm ist, was das Tageslicht nicht vertragen kann, so sagen Sie es mir, bitte Lord Rothwell, damit ich ihn beizeiten schneiden kann!" sagte Valentin mit komischem Ernst.

„Ich bitte um dasselbe," fügte ich hinzu.

„Nein, ich sehe keinen Grund, warum nicht eine dauernde Freundschaft zwischen euch entstehen könnte. Ihr scheint einander zu gefallen. Nein, ich sehe keinen Grund dagegen."

„Tausend Dank," sagte Valentin, dem das Organ für Ehrerbietung gänzlich abging. „Sie sind sehr gütig und unsere Gemüter sind jetzt beruhigt."

Seine Herrlichkeit nahm den Scherz gut auf.

„Schon recht," erwiderte er, „kommt jetzt zu einem Glas Champagner und einer Cigarre herein."

Wir gingen mit und verplauderten eine Stunde mit ihm. Er war erst in der letzten Nacht in London angekommen, nachdem er eine Forschungsreise in das Innere von Asien gemacht hatte; damit sollten, wie er uns mitteilte, seine Reisen beendet sein. Natürlich hatte er die Absicht, ein Buch zu schreiben, in welchem er teils in unterhaltender, teils in belehrender Weise seine letzten Erlebnisse veröffentlichen wollte. Jedenfalls hatte er vor, nun längere Zeit in England zu bleiben, und hoffte, uns recht oft zu sehen.

Als wir aufstanden, schüttelte er Estmere die Hand und sagte: „Ja, geh du jetzt, Valentin; aber Philipp soll noch einen Augenblick bleiben, ich habe ihm etwas zu sagen."

„Der neue Freund sticht den alten aus, aber ich bin über Eifersucht erhaben," damit nickte Valentin und ging.

Lord Rothwells Freundlichkeit berührte mich sehr angenehm; die leichte und natürliche Art, in der er mich bei meinem Vornamen nannte, bewies hinreichend, daß ich nicht zudringlich gewesen war, als ich mich vorstellte.

Lord Rothwell steckte sich eine neue Cigarre an und stellte viele Fragen über mich selbst. Obgleich er sich für meine

Pläne und Absichten zu interessieren schien, gab er mir weder einen Rat, noch einen Wink.

„Und Ihr Vater?“ fragte er zuletzt, „lebt er noch immer an jenem einsamen Ort, an dem ich ihn gesehen habe?“

Ich lachte. „Nein, er kam plötzlich auf den Einfall zu reisen und ist jetzt auf einer Fahrt um die Welt begriffen.“

„Wann wird er zurückkommen?“

„Nicht vor zwei Jahren, glaube ich. Vielleicht will er Sie ausstechen.“ Dann sprach ich von etwas anderm, weil ich dachte, das Thun und Lassen meines Vaters könne für einen Mann, der ihn nur vor acht Jahren eine Stunde gesprochen hatte, kein besonders interessanter Gesprächsgegenstand sein.

„Haben Sie Valentins Mutter schon gesehen?“ fragte er.

„Noch nicht. Sie ist in Malvern, aber Valentin hat versprochen, mich vorzustellen, sobald sie zurück ist.“

„Ja, das ist recht; lernen Sie Lady Estmere kennen. Sie werden eine liebenswürdige Freundin an ihr finden.“

„Valentin liebt sie leidenschaftlich.“

„Das wird Sie nicht wundern, wenn Sie sie kennen gelernt haben.“

Aus dem Ton seiner Stimme erriet ich, daß Lord Rothwell Lady Estmere entweder liebe oder geliebt habe; und da er einige Zeit schwieg, machte ich mir einen Roman zurecht und fragte mich, ob seine langen Reisen wohl etwas Derartigem zuzuschreiben seien.

„Jetzt muß ich zu meinem Anwalt gehen,“ sagte er aufstehend. „Sie sehen, ich mache keine Umstände mit Ihnen. Leben Sie wohl. Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen; in einigen Tagen werde ich eine eigne Wohnung hier haben. Estmere soll Sie zu seiner Mutter führen, sobald sie zurückgekommen ist. Auf Wiedersehen!“

Nachgerade wurde ich sehr begierig, Lady Estmere kennen zu lernen. Ich verließ Lord Rothwell mit dem Gefühl, einen liebenswürdigen Freund in ihm gefunden zu haben, und hatte, falls ich in Lady Estmeres Augen Gnade fand, eine ebensolche Freundin in Aussicht.

Siebentes Kapitel.

Neue Freunde.

Vierzehn Tage nach meinem Zusammentreffen mit Lord Rothwell fuhr ich nach St. Johns Wood und sah mit einiger Neugier der Bekanntschaft mit Valentins Mutter entgegen; indessen versprach ich mir von dieser Vorstellung nicht allzuviel. Die Menschen lernen einander auf so verschiedene Weise und von so verschiedenen Seiten kennen, daß ich es für das beste halte, mich auf eine Enttäuschung gefaßt zu machen, wenn ich jemand kennen lernen soll, der mir vorher sehr gerühmt worden ist.

Lady Estmere war früher zurückgekommen, als Valentin geglaubt hatte, und zwei Tage nach ihrer Ankunft bat er mich, keine Umstände zu machen und abends mit ihnen zu speisen. Er habe auch Rothwell aufgefordert, aber der sei zu einem kurzen Besuch bei einem alten Freunde abwesend, und so würden wir allein sein. Ich nahm die Einladung bereitwilligst an.

„Was ihr aber für dicke Freunde sein müßt, du und der berühmte Reisende!“ sagte Valentin. „Er war gestern bei uns und sprach von nichts als von deinen Vollkommenheiten. Meine Mutter zeigt im allgemeinen wenig Interesse für die Menschen, aber auf das Lob Seiner Herrlichkeit hin ist sie begierig, dich zu sehen, also enttäusche uns nicht.“

Ich versprach, nicht auszubleiben, und trat diesen Abend um sieben Uhr in das Wohnzimmer Lady Estmeres in St. Johns Wood. Valentin, der mit dem Ankleiden zu Tisch und ähnlichen Kleinigkeiten stets etwas hintendrein kam, war nicht da, aber als sich eine Dame erhob und mir mit ausgestreckter Hand entgegentrat, wußte ich, daß ich Lady Estmere gegenüberstehe.

Nicht groß, aber über Mittelhöhe, war Lady Estmere so anmutig wie ihr Sohn, mit dem sie eine ausgesprochene, wenn auch ins Zarte und Weibliche übertragene Aehnlichkeit hatte; ihre seltene Schönheit war das erste, was mir in die Augen fiel. Sie war blond und schlank, von fast mädchenhafter Gestalt. Im ersten Augenblick schien es drollig, anzunehmen, sie sei die Mutter meines stattlichen Freundes, doch ein zweiter Blick ließ erkennen, daß der außerordentlich jugend-

liche Eindruck, den sie machte, ein vorübergehender sei, der vielleicht durch ihre anmutigen Bewegungen und ihre gerade Haltung erregt wurde. Wenn ich Valentins Alter nicht gekannt und sie nach ihrem Aussehen geschätzt hätte, würde ich ihr etwas über vierzig Jahre gegeben haben. Ihre Gesichtsfarbe war bleich, aber klar, ihre Züge regelmäßig und fein geschnitten, und sofort fiel mir die wundervolle Form der kleinen Hand auf, die sie in die meine legte. In ihren Augen lag eine unbeschreibliche Sanftmut, doch begegneten sie dem Blick andrer voll und, ich muß hinzufügen, sogar stolz. Das Auffallendste an ihr beschreibe ich zuletzt — ihr Haar. Lady Estmeres Haar war stark und üppig, aber durch irgend eine Laune der Natur oder ihrer Körperbeschaffenheit war es, obgleich es seine Fülle bewahrt hatte, schneeweiß geworden. Da sie keine Witwenhaube und überhaupt keinerlei Kopfputz trug, war der erste Eindruck geradezu überwältigend; bald aber sah man ein, daß es nicht leicht etwas Schöneres und Ungewöhnlicheres geben und zu ihrem Gesicht nichts besser passen konnte, als diese Umrahmung von schneeweißem Haar. Dies war Lady Estmere, und wenn ihr Gemüt ihren äußeren Reizen entsprach, so mochte Valentins Bezeichnung „die schönste und edelste aller Frauen“ nicht gar so übertrieben sein.

Sie begrüßte mich mit vollkommener Höflichkeit und Sicherheit und half mir durch wenige, gut gewählte Worte über jede Verlegenheit hinweg, die ich in Abwesenheit meines Freundes hätte empfinden können. Nachdem sie mich begrüßt hatte, wies sie mir einen Stuhl neben sich an; ihre Stimme war sanft und leise, doch hatte sie einen leichten Beiklang von Trauer. In der That mußte Lady Estmeres Erscheinung und Wesen bei einem scharfen Beobachter den Eindruck hervorbringen, daß ihr Los ein trübes gewesen sei.

„Ich habe viel von Ihnen gehört, Herr Norris,“ sagte sie, „sowohl durch Valentin als auch durch Lord Rothwell, und ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen. Valentin nennt Sie seinen besten Freund, und da wir beide in unserm Denken und Empfinden eins sind, werden Sie schon versuchen müssen, zwei Freunde statt eines zu haben.“

Eben überlegte ich eine passende Antwort, da ging die Thür auf und Valentin trat ein. Er war nicht allein, eine große junge Dame trat mit ihm ein, und wenn ich sage, daß er den Arm um ihre Hüfte geschlungen hatte, so begehe ich kein Unrecht, es sei denn Wahrheit ein Verbrechen.

Die Dame allein schien unangenehm davon berührt zu sein, daß sie ein Fremder in dieser nicht ganz hergebrachten Stellung gesehen hatte. Valentin trat mit seinem gewohnten heiteren Wesen näher.

„Du hier, Philipp? Ich habe dich nicht kommen hören, was mir sehr leid thut, doch glaube ich, daß meine Mutter und du der Lage vollkommen gewachsen waren. Claudine und ich waren im Garten und versuchten, eine Rose zu finden, die den Londoner Rauch überlebt hat," fügte er, zu Lady Estmere gewandt, hinzu.

„Fräulein Claudine Neville, meine Nichte, Herr Norris," sagte Lady Estmere, worauf die junge Dame und ich entsprechende Verbeugungen machten.

Valentin hatte wohl in seiner leichten Weise einer Cousine erwähnt, die mit seiner Mutter zurückkommen sollte, allein ich hatte seine Worte nicht weiter beachtet. So war Claudine Neville eine Ueberraschung für mich, aber eine so angenehme, daß es gegen Ende des Abends von Wert für mich war, festzustellen, ob die Art und Weise, in der die jungen Verwandten ins Zimmer getreten waren, einfach verwandtschaftlicher Zuneigung zuzuschreiben, ob sie eine Ausübung vetterlicher Rechte von seiten Valentins oder etwas mehr gewesen sei.

Es waren keine andern Gäste geladen; wir speisten in behaglicher, angenehmer Weise an einem runden Tisch; alles war schlicht und einfach und zeugte vom besten Geschmack. Valentin saß seiner Mutter gegenüber, und ich hatte die Freude, zu ihrer Rechten zu sitzen und über die zwischen uns stehenden Blumen hinweg Fräulein Nevilles hübsche Züge zu studieren. Ich hatte bald entdeckt, daß ihr Gesicht des Studiums wohl wert war.

Valentin war natürlich die Seele der kleinen Gesellschaft, aber auch Fräulein Neville und ich steuerten unser Teil zur Unterhaltung bei; Lady Estmere sprach ziemlich viel, aber ihre Worte trugen ein ruhigeres Gepräge, als die der Jüngeren. Lord Rothwell und seine Eigenheiten waren ein dankbarer Gesprächsstoff; Lady Estmere wollte gern wissen, wie er mich kennen gelernt und warum er mich so lieb habe. Durch die Erzählung meiner ersten Begegnung mit Lord Rothwell und seinen Freunden wurde Lady Estmere veranlaßt, allerlei persönliche Fragen an mich zu richten, und ich erzählte unbefangen und offen von meiner Jugend; die

sanften, lieben Augen der älteren Dame sahen mich mit großer Teilnahme an und ermutigten mich dadurch, fortzufahren. Valentin schien sich meiner Gesprächigkeit zu freuen, und Fräulein Neville blickte verschiedenemal schüchtern, aber, wie es mir schien, teilnahmsvoll über die scharlachroten Geranien zu mir herüber. So ließ ich mich hinreißen, fast so viel über mein früheres Leben zu erzählen, als ich hier berichtet habe; nur sprach ich nicht von irgend einem Geheimnis in meines Vaters Leben und von meiner gänzlichen Unwissenheit über meine verstorbene Mutter. Natürlich fragten sie mich nach meinem Vater, und ich schilderte ihn, so gut ich konnte, rühmte ihn sehr und erzählte liebevoll von ihm.

„Welch seltsame Kindheit!“ sagte Lady Estmere und legte ihre wundervolle weiße Hand einen Augenblick auf meinen Arm. „Sie müssen sich jetzt glücklicher fühlen.“

„Ich wundere mich, daß Sie nicht ein Dichter geworden sind, Herr Norris,“ meinte Fräulein Neville. „Aber vielleicht sind Sie einer!“ fügte sie hinzu, weil mir Valentin einen bedeutungsvollen Blick zuwarf und eine dumme Röte über meine Wangen flog, als ich den Blick bemerkte.

„Ein Dichter? Natürlich ist er einer! Sieh nur seine Stirn an! Er hat schon ganze Ballen Papier vollgeschrieben mit Tragödien und Komödien und andern derartigen Dingen. Du mußt ihn bitten, einmal einen Sack voll mitzubringen und dir vorzulesen. Es bedürfte nur einer kleinen Anregung, um ihn zu veranlassen, mich mit allem zu erfreuen, aber ich bin standhaft und dränge ihn nie.“

Gern hätte ich ihm einen Fußtritt versetzt, denn alle Welt weiß, daß jeder innerlich lächelt, wenn man jemand einen Dichter nennt.

„Aber dein Vater muß doch ein kurioser Kauz gewesen sein,“ sagte Valentin, wieder auf den früheren Gegenstand der Unterhaltung zurückkommend, „wie würde es dir wohl gefallen, Claudine, an einem derartigen Ort zu leben? Denke dir, ohne neue Hüte, ohne Moden, ohne Läden — Claudine, denke dir dies einmal aus.“

„Wenn du Ringe und Röcke an die Stelle der Hüte setzest, kann ich mir deine Verzweiflung ausmalen,“ sagte Fräulein Neville ruhig.

„Gewiß,“ sagte Valentin, „ich würde sterben ohne sie. Heute sah ich einen prachtvollen Saphir in Bond Street,

Claudine. Ich habe den Mann gebeten, ihn zwölf Monate zurückzulegen, dann kannst du ihn mir schenken, wenn du volljährig bist."

Fräulein Neville lachte und versprach es ihm; dann verließen uns die Damen, und Valentin und ich rauchten noch eine kleine Cigarre, ehe wir uns wieder zu ihnen gesellten.

Schon in dieser Stunde hatte Claudine Neville einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; ich kann dies mit um so reinerem Gewissen sagen, als ich bis jetzt noch kein Wort von Liebe gesprochen habe. Wohl war ich schon vielen Frauen begegnet und mein Herz hatte auch für die eine oder andre wärmer geschlagen, aber ich war von meinem Schicksal noch nicht ereilt worden. Bis dahin hatte ich noch nie ein so schönes Mädchen gesehen wie Valentins Verwandte, und so wollte ich gern möglichst viel von ihr erfahren.

„Wie gefällt dir meine Mutter?" fragte Valentin fast ängstlich.

„Ich kann nur sagen, daß ich die Ausdrücke vollständig verstehe, in denen du von ihr gesprochen hast und ich kann noch hinzusetzen, daß ich dir danke, mich mit ihr bekannt gemacht zu haben. Du hast mir aber nie erzählt, wie hübsch deine Base ist."

„So? Man gewöhnt sich so an seine Basen, daß man weiter nicht viel von ihnen spricht."

„Aber mein Gott! sie ist geradezu reizend! Siehst du das denn nicht?"

„Natürlich! Wir haben einander sehr gern und ich bewundere sie ungemein."

„Du scheinst dein eignes Glück nicht zu sehen! Vermutlich ist schon alles in Ordnung zwischen euch?"

„Ich glaube wohl," antwortete er sorglos.

„Dann darf ich dir also Glück wünschen?"

„Ja, wir wollen uns einmal heiraten — in zwei Jahren oder so, glaube ich. Ist deine Cigarre aus? Komm, wir wollen ein wenig musizieren."

Daraufhin suchten wir die Damen auf, und Valentin und Claudine sangen miteinander. Offenbar waren sie die besten Freunde, aber abgesehen von der Art, wie sie ins Zimmer getreten waren, hatte ich den ganzen Abend kein Zeichen jener Liebe entdeckt, die, wie ich glaubte, ein Mädchen wie Claudine Neville für den Mann empfinden mußte, den sie zum Gatten gewählt hatte. Während Lady Estmere mit

mir sprach, bemerkte ich die zufriedenen Blicke, mit denen sie ihren Sohn und dessen Braut betrachtete. So gütig und natürlich waren sie alle, daß ich mich ganz zu Hause fühlte und, soviel ich konnte, auch zur allgemeinen Unterhaltung beitrug; so verging der Abend sehr schnell. Als ich mich verabschiedete, bat mich Lady Estmere in einer Weise, deren Aufrichtigkeit durch die liebenswürdige Höflichkeit ihres Wesens nichts verlor, bald und oft wiederzukommen und sie und Valentin zu besuchen. Ich kehrte mit dem Bewußtsein nach Albemarle Street zurück, daß ich den angenehmsten Abend meines Lebens mit den gütigsten und anziehendsten Menschen verbracht hatte, und daß Claudine Neville das lieblichste Mädchen sei, das ich je gesehen. Glücklicher, glücklicher Valentin!

Zu Hause saß ich noch lange rauchend auf und dachte an meine neuen Freunde, deren ich kürzlich so manche gewonnen hatte. Valentin, Lord Rothwell, Lady Estmere, Claudine Neville und daneben manche andre, deren Erwähnung meine Erzählung nicht erfordert. Für einen jungen Menschen mit melancholischen Neigungen ist es ein angenehmes Gefühl, zu finden, daß ihm die Menschen wohlwollen. Erst sann ich über Lady Estmere nach und malte mir aus, welches Bild der Vollkommenheit sie in jüngeren Tagen gewesen sein mußte. Dann dachte ich an Valentin und mit ihm drängte sich mir auch das Bild Claudines auf. Ich fand, daß ich mich noch jedes Wortes erinnerte, das sie im Laufe des Abends gesprochen hatte, ich bemühte mich, mir alle Lieder, die sie mit ihrer reichen Altstimme gesungen, ins Gedächtnis zurückzurufen, die Farbe ihrer Augen und Haare, sowie ihre Kleidung genau festzustellen — nur um Valentins willen natürlich. Ich mußte mich doch für seine künftige Gattin interessieren! Als ich aber schließlich zu Bett ging, konnte ich den Wunsch nicht zurückdrängen, daß Valentin mir vorher von seinen Beziehungen zu Claudine gesprochen haben möchte, so daß ich sie vom ersten Augenblick an als sein Eigentum betrachtet hätte.

In den nächsten Wochen ging ich öfter in Estmeres Haus und war entzückt, zu bemerken, daß man meine Besuche als etwas ganz Selbstverständliches auffaßte, und bald verkehrte ich dort ganz wie ein Kind des Hauses. Aber trotzdem ich stets so herzlich bewillkommt wurde, schwur ich jedesmal beim Gehen, Lady Estmeres Haus wenigstens einige Zeit zu meiden. Jedenfalls fühlte ich mich mehr zu Claudine hingezogen, und

doch empfand ich tief, daß ich dadurch meinem Freund ein Unrecht zufügte. Trotzdem konnte ich die Begegnung mit ihr nicht vermeiden, da sie fast den ganzen Tag mit Valentin zusammen war; es wurden allerlei Konzerte, Blumenausstellungen, Theater u. s. w. besucht, und Valentin, der offenbar ohnehin genug Gelegenheit hatte, ihr den Hof zu machen, drang immer in mich, mit von der Partie zu sein. Ab und zu, wenn er eine andre Verabredung hatte, bat er mich wohl auch, Claudine an seiner Stelle zu begleiten, und ich kam mir immer ganz falsch vor, daß ich mich über einen solchen Auftrag so unendlich freute. Einen Abend neben Claudine zu sitzen, zu wissen, daß sie unter meiner Obhut stand, ihr all die gewöhnlichen kleinen Aufmerksamkeiten erweisen zu dürfen und dann ihren Dank für den vergnügten Abend zu empfangen, das war eine Freude, die nur durch das bittre Bewußtsein ausgeglichen werden konnte, daß mir nie ein Gedanke an Liebe kommen dürfe. Manchmal begleitete Lady Eftmere ihren Sohn und ihre Nichte, und auch sie war erfreut, wenn ich der vierte im Bunde war. Es dauerte nicht lange, bis sie mir Valentins Mitteilung bestätigte.

„Es war immer mein liebster Wunsch, die beiden miteinander verheiratet zu sehen," sagte sie; „außer Valentin habe ich niemand so lieb wie Claudine. Wenn ein Uebereinkommen, daß sie sich einmal heiraten werden, verlobt sein heißt, dann sind sie verlobt. Sie kennen sich aber schon so lange und sind von ihrer Kindheit an so gute Freunde gewesen, daß sie mehr wie Bruder und Schwester als wie ein Liebespaar miteinander verkehren."

So wollte ich denn nie mehr anders an Claudine denken, als wie an eine Freundin. Ich bilde mir etwas auf eine gewisse Charakterfestigkeit ein, und diese rief ich jetzt zu Hilfe. Dies war eine praktische Gelegenheit, zu versuchen, was sie wert war; aber wie gewöhnlich versagte die Waffe im entscheidenden Augenblick. Ich konnte mich verhöhnen, verdammen und verachten, aber ich konnte nicht aus Claudines Nähe fortbleiben; ich konnte nicht ablassen, sie über alle Maßen zu bewundern, kurzum, jeden Tag verliebte ich mich hoffnungsloser in sie.

Es wird kaum nötig sein, zu sagen, daß ich meine Empfindungen mit keinem Worte verriet; selbst meine Leidenschaft hatte mich nie so tief sinken lassen; noch konnte ich Valentin frei ins Auge blicken mit dem Bewußtsein, ihn weder durch

Wort noch That gekränkt zu haben. War es ein Unrecht, so litt wenigstens ich allein darunter, und ich wollte nicht klagen. Nach einiger Zeit verließ ich mich auf meine Selbstbeherrschung, deren ich so gewiß war, daß ich meine geheime Liebe gar nicht mehr zu unterdrücken suchte; ich nahm mir nicht mehr vor, Claudine zu meiden: konnte ich sie ja doch sehen, lieben und es für mich behalten, oder glaubte dies wenigstens.

Nach drei Wochen bemerkte ich jedoch eine Veränderung in Claudines Wesen, sie war nicht mehr so unbefangen und offen, sondern schien mich zu meiden, als ob sie sich vor mir fürchte. So verändert war sie, daß der schmerzliche Gedanke in mir erregt wurde, sie habe mein sorgfältig verhülltes Geheimnis erraten und verachte mich um meiner Verräterei willen. Ich mußte mich selbst bezwingen oder, wenn ich dies nicht konnte, fliehen. Ich errötete über meine Lage — sowohl Valentins als seiner Mutter Freund und doch unfähig, die erste Pflicht der Freundschaft zu erfüllen. Claudine allein kannte meine Schwäche, ich fühlte, daß sie mich nicht verraten werde, aber ich mußte fliehen, einerlei wohin, nur schnell, schnell. Und doch, wie unwürdig und kindisch erschien mir diese äußerste Maßregel! Ich wußte, daß ihr Besuch hier in einer Woche zu Ende sein würde, und daß sie dann auf unbestimmte Zeit fortgehe. Gewiß würde ich Kraft genug haben, sie während dieser wenigen Tage zu meiden. Arbeit, Einladungen, alles mögliche konnte mir zum Vorwand dienen, und war Claudine erst gegangen, so war auch der Zauber gebrochen und ich wieder ich selbst. So sollte es sein.

Vier Tage lang blieb ich felsenfest; Valentin bat mich vergebens, nach St. Johns Wood zu kommen und sie da- und dorthin zu begleiten. Da ich ihm gegenüber Arbeit und Einladungen nicht vorschützen konnte, mußte ich mich mit Unwohlsein entschuldigen. Meine Ausrede war nicht ganz unwahr, da mein unbehaglicher Gemütszustand auch auf meinen Körper einwirkte: ich fühlte mich ebenso krank als unglücklich.

„Du siehst schlecht aus," sagte Valentin, „aber ich habe ein unfehlbares Mittel für dich. Nächste Woche gehe ich mit meiner Mutter nach Bournemouth; es ist um diese Jahreszeit nicht gerade Mode, aber sehr lustig. Du mußt mit uns gehen. Wir wollen einen Monat dort bleiben."

Seeluft war gerade, was ich brauchte. Claudine würde fort sein. Nichts konnte mir besser passen, und so nahm ich die Aufforderung bereitwillig an. Ich beschloß, wenn ich es

irgend vermeiden konnte, Claudine nicht mehr zu sehen, nicht einmal zum Abschiednehmen. Sie, wenn sie wirklich das echte Weib war, für das ich sie hielt, würde wissen, warum ich fern blieb, und doch sehnte ich mich, als ich diesen Entschluß faßte, danach, ihn brechen zu müssen.

Und ich mußte ihn brechen. Am Morgen erhielt ich ein Telegramm von Valentin: „Triff uns an der Floral Hall; du mußt Claudine ins Konzert führen.“ Mein Herz pochte. Es war unmöglich abzulehnen. Ich sollte sie noch einmal sehen, drei Stunden neben ihr sitzen und dann konnte ich ihr lebewohl sagen, lebewohl für immer.

Um drei Uhr wartete ich an der Floral Hall. Lady Estmeres Wagen fuhr vor, und Valentin und Claudine stiegen aus. Es schien mir, als zucke sie bei meinem Anblick zusammen, doch schüttelte sie mir ruhig die Hand. Valentin machte ein sehr demütiges Gesicht und wandte sich zu seiner Base.

„Claudine, du mußt mich für diesmal entschuldigen, aber ich habe heute nachmittag jemand in Geschäften zu sprechen. Deshalb habe ich Philipp gebeten, meinen Platz zu benutzen und für dich zu sorgen.“

Zum erstenmal sah ich Claudine wirklich verdrießlich; sie sah erst Valentin an, dann blickte sie dem abfahrenden Wagen nach; wäre dieser nicht schon weg gewesen, sie wäre ohne Zweifel wieder eingestiegen. Wie die Sache nun einmal lag, richtete sie sich in ihrer ganzen Höhe auf und sagte: „Hätte ich gewußt, daß du verhindert bist, so wäre ich zu Hause geblieben. Jedenfalls würde ich nicht geduldet haben, daß Herr Norris in dieser Weise belästigt wird.“

„Das ist's ja gerade, liebe Claudine,“ sagte der Sünder, der nicht im mindesten beschämt oder reuig schien, „das ist's ja gerade, dann wärst du zu Hause geblieben und um das letzte Konzert gekommen, deshalb habe ich an Philipp telegraphiert; so, jetzt bedanke dich für meine Aufmerksamkeit und dann macht, daß ihr fortkommt. Hier sind die Karten, Philipp.“

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, nahm Claudine meinen Arm; Valentin nickte uns nachlässig zu und ging seiner Wege. Wenige Minuten später hatten wir unsre Plätze im Konzertsaal eingenommen.

Entweder waren wir zu zeitig gekommen oder die Künstler nicht pünktlich. Kaum hatte Claudine Platz genommen, als sie sich an mich wandte: „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst

zu sagen, daß ich an diesem Mißbrauch Ihrer Höflichkeit unschuldig bin," sagte sie ruhig.

Ich erhob gar keine Einsprache gegen das Wort Mißbrauch, sondern sagte einfach: „Ich hoffe, daß Ihnen das Konzert recht viel Genuß bieten wird."

„Valentin ist nicht berechtigt, solche Dinge zu thun," fuhr sie fort, „er ist manchmal sehr gedankenlos, ja sogar leichtfertig."

„Ja, aber nicht immer. Vielleicht ist es gerade diese Sorglosigkeit und Leichtigkeit, über Kleinigkeiten wegzukommen, die ihn so liebenswürdig macht."

„Sie sind sein Freund und verteidigen deshalb seine Schwächen."

„Ich bin sein Freund, oder hoffe wenigstens, es zu sein," sagte ich bedeutungsvoll.

„Da ich nur seine Base bin, so finde ich, trotzdem ich ihn herzlich lieb habe, den Mut, ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen."

„Soviel ich weiß, Fräulein Neville, dürfte das Wort ‚Base' kaum die richtige Bezeichnung Ihres Verhältnisses zu Valentin sein."

So ruhig und spöttisch ich diese Worte auch sprach, ich hätte es im Leben nicht vermocht, einen gewissen bittern, traurigen Ton zu unterdrücken. Claudine schlug die Augen nieder, sah in ihr Programm und that, als ob sie meine letzte Bemerkung gar nicht gehört hätte.

„Bst!" flüsterte sie, „wir müssen aufpassen, das Trio fängt eben an."

Noch während sie sprach, stürzten sich ein langer, dünner Tenor mit schwarzen Augen und einem kleinen Schnurrbart, ein kurzer dicker Bariton mit noch schwärzeren Augen und großem Schnurrbart und eine sehr dicke Altistin mit den allerschwärzesten Augen und einem immerhin anerkennenswerten Schnurrbart in „I Naviganti".

Noch mancher mehr oder weniger leuchtende Stern des italienischen Himmels ging heute über uns auf, aber ich beachtete die Musik nur wenig und nahm sie höchstens als Begleitung des Traumes hin, den ich träumte, wenn ich das vollkommene Profil des schönen jungen Wesens neben mir betrachtete. Das Gehör konnte mir nichts bieten, was der Wonne zu vergleichen gewesen wäre, auf das kleine Ohr und das Stückchen weißen Nackens zu blicken, das zwischen dem

Kragen und dem glänzenden braunen Haar darüber hervorschimmerte. In diesem großen Raume konnte keine Frau sich mit Claudine vergleichen, dessen war ich sicher; kein zweites Antlitz war so entzückend, so göttlich schön, keine andre Hand so klein und wohlgeformt, niemand sonst so fein und geschmackvoll gekleidet. Und sie und alle ihre Herrlichkeit gehörte Estmere, und in wenigen Stunden schon würde ich meinen Wahnsinn und den Verrat verwünschen, den ich an meinem Freund beging, indem ich mich solchen hoffnungslosen Träumen hingab. Ach, wäre ich ihr doch begegnet, ehe sie Valentins Braut geworden war, oder wäre dieser wenigstens nicht mein Freund gewesen!

Ob Claudine viel mehr von der Musik gehört hat als ich, kann ich nicht sagen. Wir unterhielten uns lebhaft über dieselbe, aber ich weiß nicht, wie es kam, mit den Namen der Künstler und selbst der Stücke, die sie vorgetragen hatten, kamen wir nicht ganz zurecht. Claudine war ein lebhaftes junges Mädchen und zog es vor, von dem Konzert nach Hause zu gehen, statt zu fahren.

„Ich bekomme nach einer so wundervollen Vorstellung immer Kopfweh, wenn ich nicht gehe," sagte sie. „Es ist weit nach St. Johns Wood, ich weiß es wohl, aber trotzdem möchte ich lieber gehen, wenn es Ihnen einerlei ist. Wo nur Valentin bleiben mag?"

Da Valentin nicht sichtbar war, warteten wir einige Minuten und traten dann ohne ihn den Heimweg an.

Sehr gesprächig waren wir nicht; ich konnte nur einige Gemeinplätze hervorbringen, und Claudine kam mir nur in geringem Maße zu Hilfe. Als wir in die ruhigere Gegend von St. Johns Wood kamen und uns dem Ort der Trennung näherten, lösten sich unsre Zungen ein wenig mehr.

„Warum haben Sie sich so lange nicht sehen lassen?" fragte Claudine.

Ich stotterte etwas über viele Arbeit hervor, wozu sie ein ungläubiges Gesicht machte. „Valentin hat gesagt, Sie fühlten sich nicht wohl. Ist dies wahr?"

„Ich glaube, ich brauche nur etwas Seeluft, dann ist alles wieder in Ordnung. Valentin hat mir das Versprechen abgenommen, nächste Woche mit ihm nach Bournemouth zu gehen."

„Das hat er uns erzählt, und Tante hat sich sehr darüber gefreut. Sie hat eine große Vorliebe für Sie gefaßt, Herr Norris, Sie können stolz darauf sein."

„Das bin ich auch," entgegnete ich, „sie ist eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich kenne."

„Das ist sie auch, Herr Norris — die liebenswürdigste, glaube ich. Sie hat seiner Zeit viel Kummer gehabt, das können Sie schon aus ihrem Aussehen und ihrer Stimme schließen. Es liegt doch oft viel Charakter in einer Stimme, nicht wahr?"

Ich stimmte ihr bei und sagte noch einiges zum Lobe Lady Estmeres.

„Sie hat so wenig Freunde," fuhr Claudine fort, „daß ich doppelt glücklich bin, daß sie in Ihnen einen wahren und, wie ich glaube, treuen Freund gefunden hat. Denn nicht wahr, Herr Norris, Sie werden ihr ein treuer Freund sein, bei guter oder übler Nachrede?"

„Es ist kaum anzunehmen, daß sich üble Nachrede an Lady Estmere wagen wird," antwortete ich, erstaunt über ihren Ernst.

„Vielleicht nicht," sagte sie. „Aber hier sind wir ja. Wollen Sie nicht mit hereinkommen und eine Tasse Thee mit uns trinken?"

„Nein, ich danke," antwortete ich entschieden, „heute abend nicht."

Sie redete mir nicht zu, und ich wußte, daß sie den Grund meiner anscheinenden Unhöflichkeit erriet.

Als wir an der Thür standen, sagte ich: „Ich muß diese Gelegenheit ergreifen, Ihnen lebewohl zu sagen, Fräulein Neville. Leider werde ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr sehen können, und es werden vielleicht Jahre vergehen, ehe wir wieder zusammentreffen. Vergessen Sie mich nicht ganz."

Ich haßte mich selbst um des Tones willen, in dem ich diese Worte sprach, aber ich konnte nicht anders. War es doch der Abschied von Claudine.

„In welchen Teil der Welt werden Sie sich von Ihren Freunden in Shropshire aus begeben?" fragte ich noch, weil ich gern gewußt hätte, an welchem Orte meine Gedanken sie suchen könnten.

„Ich gehe nicht nach Shropshire," antwortete sie, „eine meiner Freundinnen ist krank geworden; ich habe es erst gestern erfahren und werde alle meine Pläne ändern müssen."

„Wo reisen Sie dann am Sonnabend hin?"

„Ich reise Sonnabend gar nicht ab. Tante hat mich überredet, mit ihr an die See zu gehen; somit brauchen wir

uns gar nicht lebewohl zu sagen, da Sie ja nach Bournemouth kommen werden."

Wie vom Blitz getroffen stand ich da; das Schicksal war unerbittlich; meine Pulse flogen, ich wußte kaum mehr, was ich sagte. Angesichts des Landes mußte ich Schiffbruch leiden, aber dennoch wehrte ich mich mit allen Kräften um meines Heiles und meiner Ehre willen.

„Ich kann nicht kommen — ich will nicht kommen!" rief ich, „das ist zu viel, das ist zu grausam!"

Claudines Augen senkten sich; sie verlangte keine Erklärung meiner sonderbaren Aufführung.

„Dann werden wir uns lebewohl sagen müssen," sagte sie sehr sanft und reichte mir die Hand.

„Ja, lebewohl!" rief ich, „lebewohl! Sie wissen, warum ich nicht nach Bournemouth kommen kann, Claudine. Ich bin Valentins Freund und, wie ich hoffe, auch ein Mann von Ehre. Verbrächte ich nur noch einen Tag in Ihrer Nähe, Claudine, so würde ich alles vergessen, Freundschaft und Ehre, alles, nur nicht meine Liebe zu Ihnen. Vergeben Sie mir und leben Sie wohl."

Ich wollte keine Antwort und wartete auf keine. Einen Augenblick faßte ich krampfhaft ihre Hand, ließ sie dann sinken und eilte, so schnell mich meine Beine trugen, davon, ohne auch nur einmal zurückzublicken. Aber nie hat ein unglücklicherer Mann, als Philipp Norris es in dieser Nacht war, sein Geschick verwünscht. War er nun trotz alledem nicht einmal seinem Vorsatz und seinem Freunde treu geblieben?

Achtes Kapitel.

Zerstreuung aus dem „ff".

„Das kommt von der Leber," sagte Valentin, als er mich am andern Tage besuchte und mein schlechtes Aussehen bemerkte, „das kommt von der Leber; ich kenne dieses Gefühl genau, ein Schmerz unter dem Schulterblatt, ich bekomme es jedes Jahr im Oktober, zur Zeit, wo die Nüsse reif werden. Nächste Woche, wenn du zu uns nach Bournemouth kommst,

vergeht das alles wieder. Doch da fällt mir eben ein, Claudine wird auch bei uns sein; sie geht nicht zu ihren Freunden."

„Ich weiß es, sie hat es mir gestern gesagt. Es wird wohl besser sein, ich komme nicht, ich wäre doch das fünfte Rad am Wagen."

„Davon kann keine Rede sein. Claudine und ich sind musterhafte Liebesleute und belästigen niemand. Wann dürfen wir dich erwarten?"

„Ende der nächsten Woche," antwortete ich, denn ich dachte, es sei besser, die Verabredung schriftlich rückgängig zu machen, als mich in Erörterungen mit Valentin einzulassen, dem ich doch nicht standhalten konnte.

Am Montag verließen sie alle London; Valentin war das einzige Glied der Familie, das ich vor der Abreise noch sah. Lady Estmere schrieb mir noch einige freundliche Worte, in denen sie mich dringend bat, ihnen so bald als möglich nachzukommen, und ihr Bedauern ausdrückte, daß ich, wie sie höre, so krank und angegriffen aussehe. Sobald ich sie alle abgereist wußte, atmete ich freier auf und begann, mich nach einem Heilmittel gegen meine Liebe umzusehen; denn geheilt mußte ich von ihr werden, das sagte ich mir und beschloß es fest. Allein, trotzdem dachte ich nur an Claudine und ertappte mich dabei, daß ich stundenlang träumend und betrübt dasaß. Endlich raffte ich mich zusammmen; das erste, was ich suchen mußte, war Zerstreuung, diese mußte ich um jeden Preis finden.

Schon früher habe ich erwähnt, daß ich außer dem gediegenen und soliden Klub, in den mich der jüngere Herr Grace eingeführt, auch noch zu einem andern gehörte, der besuchter und unterhaltender war. Es war eine kleine, unter dem Namen „die Jungen" bekannte Gesellschaft und vereinigte verschiedene Elemente, die für einen jungen Mann wie mich anziehend waren. Heitere und liebenswürdige, meist denselben Gesellschaftskreisen angehörende Männer verkehrten hier. Die Küche war gut, die Weine vortrefflich, und im Rauchzimmer war stets eine angenehme Plauderei im Gange und in Whist und Pikett waren einige ältere Mitglieder anerkannte Meister. Da ich ernste Kartenspiele immer geliebt hatte, pflegte ich häufig einige Robber dort zu spielen; die gewöhnlichen Sätze überstiegen nie die Grenze des Anständigen und meine Gewinne und Verluste waren nie nennenswert gewesen. Natürlich befand sich unter den Mitgliedern

eine kleine Bande von Spielern, und ab und zu flüsterte man untereinander von großen, sehr großen Summen, die den Eigentümer gewechselt haben sollten, doch hatte ich bisher nichts gesehen, was mir aufgefallen wäre. Valentin und unser gemeinschaftlicher Freund Vigor und außer ihnen noch einige andre Herren, mit denen ich gern zusammen war, verkehrten ebenfalls dort.

Als ich den Entschluß gefaßt hatte, Zerstreuung zu suchen, ging ich zu „den Jungen“ und vertiefte mich in die Kunst des Whistspiels. Schon nach einigen Abenden fingen selbst die eingefleischtesten Spieler an, mich für ebenbürtig und eine wünschenswerte Erweiterung ihres Kreises zu halten. So kam es, daß ich Abend für Abend in diesen Klub ging und mir einbildete, über den Karten und den Berechnungen des Spieles, in der Aufregung des Gewinnens und Verlierens Claudine vergessen zu lernen.

An Valentin hatte ich geschrieben und ihm mitgeteilt, daß ich mein Versprechen, ihm nachzukommen, nicht halten könne; auf den eiligen, entrüsteten Zettel, den er mir als Antwort darauf sandte, hatte ich nicht den Mut gehabt, zu erwidern.

Etwa zehn Tage nach der Abreise der Estmeres trat ich eines Abends gegen elf Uhr in das Rauchzimmer „der Jungen“, in dem sich etwa zehn mir bekannte Herren und ein mir unbekannter befanden.

Meine Bekannten im allgemeinen begrüßend, setzte ich mich zu ihnen; sie lachten gerade alle über etwas, das der Fremde gesagt hatte. Dieser war ein etwa fünfundvierzig Jahre alter, gut gekleideter Mann, der seiner Haltung nach offenbar zur Armee gehörte; seine Gesichtszüge waren angenehm, aber der Ausdruck des Antlitzes war nicht in Uebereinstimmung mit denselben; er war blond und hatte hellblaue Augen — wie mir schien, kalte, falsche Augen. Mit den anwesenden Herren schien er gut bekannt zu sein und erzählte deshalb ganz offen allerlei, was er kürzlich auf dem Festland gesehen und gethan hatte. Seine Stimme war klar und metallreich, seine Sätze gut gebildet und jedes Wort wurde deutlich ausgesprochen. In gewisser Weise war seine Unterhaltung interessant. aber bis dahin hatte ich noch nie jemand so viel Cynismus an den Tag legen hören; die kühle, verächtliche Weise, in der er von allem sprach, die Beweggründe, die er jeder Handlung unterschob, der versteckte Hohn, der in

den Worten lag, mit denen er Dinge berührte, die den meisten von uns heilig sind, das alles hätte unterhaltend sein können, wenn es weniger herzlos gewesen wäre. Daß er gelebt hatte, sah man an seinem Gesicht, daß er die Freuden des Lebens erschöpft hatte, erriet man aus seinen Reden. Obgleich ich eine instinktive Abneigung gegen den Mann empfand, konnte ich doch nicht umhin, ihm zuzuhören und wie die andern über seine scharfen aber geistvollen Bemerkungen zu lachen.

„Wer ist dies?“ flüsterte ich dem neben mir sitzenden Herrn zu.

„Chesham,“ antwortete er, „ein ganz angenehmer Gesellschafter für gewöhnlich, aber eine wahre Bestie, wenn er gereizt wird.“

„So sieht er aus,“ entgegnete ich.

In diesem Augenblick trat Harding, einer unsrer unermüdlichsten Whistspieler ein, der mich zu einem Robber holen wollte.

„Was! Chesham? Wieder zurück?“ sagte er. „Jetzt haben wir einen anständigen Robber zusammen. Kommen Sie in das Spielzimmer — oder ist es Ihnen noch zu früh? Freeman wartet dort.“

„Wer ist der vierte?“ fragte Chesham.

Harding sah sich um. „Norris ist der vierte Mann, er fängt an ganz ordentlich zu spielen.“

„Ich liebe Anfänger nicht,“ antwortete Chesham.

„Unsinn, kommen Sie mit! Sie müssen des Ecarté mit den Franzosen gründlich überdrüssig geworden sein.“

Chesham erhob sich und folgte Harding, wobei ich bemerkte, daß er bedeutend hinkte.

„Seine Aehnlichkeit mit Asmodi reicht sogar bis zu dem körperlichen Gebrechen,“ dachte ich, als wir in das Spielzimmer traten, wo uns der grüne Tisch und die zwei noch unerbrochenen Kartenspiele erwarteten.

Natürlich war ich, wie alle jungen Leute, eingebildet und hielt mich für einen guten Whistspieler; die schroffe Bemerkung des neuen Ankömmlings über Anfänger hatte mich schon unangenehm berührt, aber noch mehr ärgerte ich mich, als er, nachdem man die Karten gezogen, die Achseln zuckte, weil uns das Schicksal zu Partnern gemacht hatte. Er hatte zu geben.

„Spielt ihr noch immer zu so lächerlich niedrigen Sätzen?“ fragte er Harding, als die Karten rasch aus seinen gewandten Fingern fielen.

„Ich weiß nicht, was Sie niedrig nennen," sagte Harding. „Wir spielen jetzt nur um Pfunde, aber wenn mehr Leute kommen, werden Sie leicht finden, was Sie wollen."

Chesham war ein feiner Spieler, das unterlag keinem Zweifel; er spielte abwechselungsweise mit mir und gegen mich. War ich sein Partner, so fand er viel an meinem Spiel auszusetzen und ärgerte mich noch mehr durch die Bewegungen, welche seine Mißbilligung ausdrückten, als durch seine Worte. Ein oder zweimal vertrat ich meine Meinung gegen die seine, allein er ließ sich gar nicht herab, mit mir zu rechten, sondern nahm achselzuckend seine neuen Karten auf und spielte weiter. Sein Benehmen reizte mich so, daß ich ihn zu hassen anfing und ihm gern sein Geld abgewonnen hätte. Es waren unterdessen noch mehr Herren gekommen und sahen dem Spiel zu, so daß Chesham nach Herzenslust Wetten eingehen konnte. Offenbar war er ein kühner Spieler.

In einer Spielpause fragte mich jemand: „Ist Lord Rothwell schon wieder von Somersetshire zurückgekommen?"

„Ist dieser Dummkopf auch wieder in England?" sagte Chesham, ohne seine Augen von den Karten zu erheben und ohne zu sehen, an wen die Frage gerichtet worden war.

„Ach, ich vergaß!" erwiderte der Herr, der mich gefragt hatte, „er war auch in die unglückliche Geschichte verwickelt, nicht wahr?" dabei deutete er auf seine Hüfte.

„Ja, Gott verdamme ihn," antwortete Chesham mürrisch, „ihn und seinen Freund, der noch ein größerer Narr ist. Ich bin ihnen übrigens nichts schuldig geblieben."

In den letzten Worten lag eine solche Bedeutung, daß niemand antwortete.

„Kapitän Chesham," sagte ich, „ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie nicht vergessen wollten, daß Lord Rothwell ein naher Freund von mir ist."

„In der That?" erwiderte er mit vollkommener Ruhe; „dann kann ich Ihnen nur anheimgeben, ihm meine Worte zu wiederholen. Sie spielen aus, Herr Norris!"

Ohne weitere Unterbrechung spielten wir fort; das Glück schien allen gleichmäßig hold zu sein. Ich spielte um viel höhere Sätze, als gewöhnlich, aber noch war mir kein Unheil daraus erwachsen; es wurde spät und ein Zuschauer nach dem andern verließ das Lokal.

Unsre Gesellschaft bestand jetzt aus fünfen. Während

eines Robber, in dem ich paßte, kam Vigor und sagte mir gute Nacht. „Hüte dich vor Chesham," flüsterte er, „er ist ein berüchtigter Spieler."

„Schon gut," entgegnete ich, „sei ohne Sorgen!"

Nachdem der Robber zu Ende war, wünschte uns der Herr, an dessen Stelle ich wieder eintreten sollte, gute Nacht. Er war, wie ich, ein mäßiger Spieler und entfernte sich glücklich mit einigen dreißig Pfunden in der Tasche. Mit Ausnahme von Chesham und mir hatten die Mitspieler öfters gewechselt; unsre jetzigen Partner waren zwei Herren von mittleren Jahren, die lediglich um des Spieles willen die ganze Nacht weiter gespielt, aber ihren Satz nie um einen Pfennig erhöht hatten. Chesham verlor, was mich freute, obgleich nicht ich ihm sein Geld abgewonnen, sondern die am Spiel nicht beteiligten Wettenden. Wir spielten gegeneinander. Mein Partner und ich gewannen das erste Spiel.

„Welche Langweilerei!" brummte Chesham. „Ich wollte eine Wette vorschlagen und nun sind alle Leute gegangen. Es ist der reine Zeitverlust, so weiter zu spielen." Dabei nahm er seine Karte mit jener überlegenen Miene auf, die mich so sehr an ihm ärgerte.

„Was wollen Sie?" fragte ich, einer augenblicklichen Eingebung folgend. „Ich stehe Ihnen zu Diensten."

Er legte seine Karten, die er noch nicht angesehen hatte, wieder nieder. „Zweihundertfünfzig gegen hundert."

„Sehr wohl," antwortete ich.

Sie gewannen den Robber, und Chesham machte eine Notiz, daß ich ihm zweihundertfünfzig Pfund schulde.

Von dem Augenblick an, wo er sah, daß ich thöricht genug war, mit ihm zu wetten, war er wie ein umgewendeter Handschuh, sofort wurde er höflich, liebenswürdig und freundlich; er nahm Anteil an meinem Mißgeschick und tadelte sogar meinen Partner, der seinen Ohren nicht traute. Wir zogen aufs neue, Chesham und ich kamen zusammen.

„Das geht nicht," sagte er. „Herr Norris muß Gelegenheit haben, sein Geld zurückzugewinnen, wir müssen gegeneinander spielen."

Es lag mir nichts daran, mein Geld zurückzugewinnen, aber trotzdem war es ein ernster Augenblick. Ich muß Chesham die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mir jede Gelegenheit gab, mein Mißgeschick auszugleichen oder zu verschlimmern, allein ich verlor und verlor immerfort. Die Karten waren

gegen mich und die Abrechnung am Schluß jeder Tour wurde ganz einförmig. Die Summen, die ich zur Abrechnung anschrieb, erschreckten mich so, daß ich es nicht wagte, sie zusammenzurechnen, sondern kopflos immer weiter wettete gegen das Glück und stets auf eine Veränderung hoffte, die nie eintrat.

„Sie müssen viel Glück in der Liebe haben," sagte mein Partner grimmig, „wenigstens sind Sie im Spiel ein wahrer Jonas."

Ich entgegnete nichts; seine Worte zauberten mir Claudines Bild vor die Seele, aber ich verscheuchte es gewaltsam; mit zitternder Hand mischte ich die Karten und breitete sie aus zu neuem Ziehen.

Chesham gähnte und sah auf die Uhr, es war sieben; der Teppich unter unsern Füßen war mit Asche und Cigarrenenden bedeckt; auf den Seitentischen standen die Ueberreste von Sodawasser und Cognak; ein Sonnenstrahl drang durch die dichten Gardinen — wir hatten acht Stunden gespielt!

„Ich fürchte, dies wird der letzte Robber sein müssen," sagte Chesham, als er eine Karte zog. „Ich bin älter geworden und kann dergleichen nicht mehr so gut ertragen, als in früheren Jahren; Sie müssen Ihre Revanche an einem andern Abend nehmen, Herr Norris."

Er sollte mit dem besten der beiden andern Spieler zusammen spielen.

„Lassen Sie 'mal sehen," sagte er, rasch die Zahlen zusammenrechnend, „Sie schulden mir siebenundzwanzighundert Pfund. Welches Pech Sie gehabt haben! Wollen Sie die ungeraden siebenhundert auf den letzten Robber wetten?"

Wenn man mir vor wenigen Stunden gesagt hätte, ich würde siebenhundert Pfund auf ein Kartenspiel wetten, so würde ich gelacht haben — jetzt nahm ich den Vorschlag bereitwillig an — ich hatte Zerstreuung gefunden, Zerstreuung aus dem „ff".

Wie gewöhnlich verloren wir das erste Spiel.

„Drei Trick und zwei Honneurs," sagte Chesham ruhig.

Schon war ich auf das Schlimmste gefaßt und dachte, es sei alles vorbei, als ich sechs Trick vor dem Kapitän liegen sah. Da gewann mein Partner durch einen nicht vorher gesehenen Kunstgriff, bei dem Chesham die Zähne zusammenbiß, mit einer Neun den ungeraden Trick und ich atmete freier auf.

Doch es war vergeblich, schon das nächste Spiel brachten wir kaum durch.

Fast schäme ich mich, zu berichten, was nun folgt, aber ich werde weder der erste noch der letzte junge Mann sein, der nach solchem Mißgeschick den Kopf verliert. Als ich meine Karten aufnahm und sah, daß die höchste eine Neun war, vergaß ich meines Partners Interesse an dem Spiel über die Größe meines eignen Einsatzes und warf die Karten, mißmutig aufstehend, offen auf den Tisch.

„Nehmen Sie Ihre Karten auf," sagte mein Partner, „und spielen Sie aus!"

„Verzeihen Sie," entgegnete Chesham, „niemand weiß besser als Sie, daß die Karten liegen bleiben müssen." So blieb mein ganzes Spiel offen liegen und sehr verdrießlich spielte mein Partner aus.

Wie es manchmal geht, hatten wir zum ersten und einzigenmal an diesem Abend vier Honneurs — alle in meines Partners Hand; wie eine der Figuren um die andre erschien, begann ich zu hoffen, daß wir trotz meiner Unbedachtsamkeit das Spiel gewinnen möchten; wir hatten jeder fünf Trick. Da meine Karten offen lagen, überlegten beide Gegner und mein Partner reiflich und ernstlich. Endlich war alles verloren. „Herr Norris trägt allein die Schuld daran," sagte mein Partner, „aber unter den obwaltenden Umständen glaube ich, Sie hätten ihn seine Karten wieder aufnehmen lassen sollen — unter den obwaltenden Umständen sage ich nur."

„Whist ist Whist," antwortete Chesham lakonisch. „Wie Sie wissen, spielten wir nicht um Zuckerpflaumen, Herr Norris, Sie schulden mir dreitausendvierhundert Pfund."

„Es wird wohl bis übermorgen Zeit haben?" fragte ich müde und träumerisch.

„Gewiß, auch bis Montag, wenn es Ihnen bequemer ist."

Dreitausendvierhundert Pfund! Vierunddreißighundert Pfund! Dies klang mir immer in den Ohren, als ich in dem lichten Morgensonnenschein, uneins mit mir selbst, nach Albemarle Street zurückwanderte. Nicht um des Spielens willen machte ich mir Vorwürfe — das war nur eine Dummheit — aber darüber, daß ich um Summen gespielt hatte, die zu bezahlen mir die Mittel fehlten. Hatte ich doch nichts außer dem, was ich von meinem Vater empfing; die paar hundert Pfund, die ich aus meiner Einrichtung allenfalls

lösen konnte, kamen gar nicht in Betracht. Mein Vater war Tausende von Meilen entfernt, und es war nicht anzunehmen, daß Herr Grace eine solche Summe ohne sein Gutheißen bezahlen würde. Mit wirrem Kopf, nach Tabak riechend, mit schmerzenden Fingerspitzen und eiskalten Füßen warf ich mich auf mein Bett und suchte Schlaf und Vergessenheit zu finden. In meinem Geist dämmerte langsam der Gedanke auf, daß mir, falls ich nicht in einigen Tagen das Geld auftreiben konnte, nichts übrig blieb, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wenn ich wortbrüchig werden mußte, so wollte ich es wenigstens nicht überleben.

Endlich kam der Schlaf — ein schwerer, unerquicklicher Schlaf — Chesham, ein hinkender Teufel, verfolgte mich mit Königen, Königinnen und Buben; ich spielte Tausende von Robbern, gab Millionen von Karten und erwachte schließlich mit roten Augen und bohrenden Kopfschmerzen.

Es war zwei Uhr; da Herr Grace selten länger als bis vier Uhr auf seinem Bureau zu finden war, mußte ich mich in Bälde aufmachen, um mein Schicksal zu erfahren. Ein Bad belebte wenigstens den Körper wieder einigermaßen: ich aß und trank etwas nnd begab mich dann, ein Bild der Demütigung und des Elends, nach Bedford Row.

Es war eine schwere Aufgabe für mich, meine Thorheit zu bekennen; er hörte mir zu, ohne eine andre Bemerkung als ein gelegentliches „Tut, Tut, Tut“ hören zu lassen. Erst zum Schluß meines Berichtes nannte ich den Betrag, den ich verloren hatte.

„Dreitausend vierhundert Pfund, Herr Philipp?“ rief er aus. „Ich dachte, Sie würden höchstens ein- oder zweihundert sagen! Wie haben Sie es nur angefangen, so viel zu verlieren?“

Sein Benehmen flößte mir wenig Hoffnung ein.

„Ich verstehe nichts von solchen Dingen,“ fuhr er fort, „aber ich muß Sie doch fragen, ob das Geld anständig gewonnen worden ist oder, was Spieler so nennen — ohne daß besondere Gewandtheit, Alter und Erfahrung in Betracht gekommen wären?“

„Ich habe allen Grund, dies anzunehmen — es war meine eigne Schuld.“

„Wem schulden Sie es? Wenn ich sage, schulden, so meine ich dies im gesellschaftlichen, nicht im rechtlichen Sinn, denn Sie wissen ja ohne Zweifel, daß solche Schulden nicht eingetrieben werden können.“

„Es ist eine Ehrenschuld, und wenn ich sie nicht bezahlen kann, erschieße ich mich."

„Sachte, sachte! Ich habe dies schon manchen jungen Mann sagen hören! Wer ist der Herr?"

„Ich habe kaum das Recht, dies zu sagen", erwiderte ich zweifelnd.

„Sie müssen es mir sagen, sonst kann ich nichts in der Sache thun."

„Er heißt Chesham — Kapitän Chesham," sagte ich zögernd.

„Chesham?" wiederholte Grace, „Chesham ist ein ungewöhnlicher Name. Wie sieht er aus, Herr Philipp?"

„Er ist ein magerer Mann, der hinkt."

„Es ist derselbe; es muß derselbe sein! Ist er ein Freund von Ihnen?" fragte er ernst.

„Nein; ich habe ihn gestern nacht zum erstenmal gesehen; ich hasse ihn; er hat etwas Teuflisches an sich."

Mein Widerwille schien dem alten Mann eine große Erleichterung zu gewähren.

„Mag sein; aber auch der Teufel soll haben, was ihm zukommt. Ihr Vater wird sehr ärgerlich sein, aber es würde ihn noch mehr ärgern, wenn ich diese Schuld unbezahlt ließe. Nein, danken Sie mir nicht; Sie müssen es Ihrem Vater danken. Wann brauchen Sie diese große, diese ungeheure Summe?"

„Noch heute, wenn es möglich ist," sagte ich demütig, „ich habe keine Ruhe, solange ich in seiner Schuld bin."

„Heute ist es zu spät, aber kommen Sie morgen nachmittag wieder. Sie werden das Geld in Noten wünschen? Wenn Sie aber diesen Chesham bezahlt haben, gehen Sie zu Lord Rothwell und sagen ihm alles; er ist ein Klient von mir, wie Sie wissen, und sprach von Ihnen, als er das letzte Mal hier war. Ich nehme Ihnen für die Bezahlung dieser Summe kein andres Versprechen ab als das, daß Sie Seiner Herrlichkeit Ihre Thorheit berichten."

Es wäre mir lieber gewesen, wenn ich die Sache hätte geheimhalten dürfen, aber da Herr Grace darauf bestand, mußte ich es versprechen.

Den Abend, die Nacht und den nächsten Morgen verbrachte ich in Zerknirschung, Dankbarkeit und mit guten Vorsätzen. Am nächsten Nachmittag übergab mir Herr Grace ein versiegeltes Paket, das den Preis meiner Thorheit enthielt; ich

eilte heim und brachte es unter Schloß und Riegel. Abends wollte ich in den Klub gehen und dem hinkenden Herrn sein Guthaben bringen.

Da ich mir versprochen hatte, nicht mehr zu spielen, keineswegs aber, den Klub nicht mehr zu besuchen, nahm ich mein Mittagessen bei den „Jungen“ ein. Zu meinem Verdruß aß auch Chesham dort. Ich hatte nicht erwartet, ihn zu so früher Stunde hier zu treffen, und bedauerte, das Geld, mit dem ich meine Forderung hätte berichtigen können, zu Hause gelassen zu haben, weil ich nicht gern eine so große Summe in der Tasche trug. Es schien mir, als betrachte er mich neugierig; vielleicht war er ängstlich geworden, denn die Summe, die ich ihm schuldete, war sehr groß; ich trat deshalb an seinen Tisch und fragte: „Werde ich Sie um zehn Uhr hier finden, Kapitän Chesham?“

„Wenn Sie es wünschen, ja, obgleich ich eine andre Verabredung habe.“

„Ich habe Ihr Geld zu Hause.“ Der Kapitän verbeugte sich. „Ich will es holen, sobald ich gegessen habe, vorausgesetzt, daß Sie nicht denselben Weg haben wie ich — dann könnte ich es Ihnen im Vorbeigehen geben.“

„Albemarle Street, nicht wahr?“ Ich nickte bejahend.

„Das liegt auf meinem Wege; wenn es Ihnen Mühe erspart, will ich vorbeikommen.“

„Wir können zusammen gehen, wenn Sie fertig sind,“ sagte ich und kehrte zu meinem Essen zurück.

Da Cheshams Mahlzeit ausgesuchter und daher zeitraubender war, als die meine, wartete ich im Rauchzimmer auf ihn. Gegen acht Uhr hinkte er herein; ich erhob mich, und wir verließen den Klub miteinander.

„Rufen Sie einen Wagen,“ sagte er zum Hausmeister in der Vorhalle. „Dies verfluchte Bein hat mich schon Unsummen für Wagen gekostet.“

Während der kurzen Fahrt nach meiner Wohnung war er sehr liebenswürdig, drückte den Wunsch aus, ich werde meine Revanche nehmen, und Aehnliches mehr, aber ich zweifelte nicht daran, daß er erfreut war, daß ich ohne weiteres zahlen wollte.

Ich ging voran, um ihm den Weg nach meiner Wohnung zu zeigen; langsam hinkte er hinter mir die Treppe herauf mit seinem steifen Bein.

Als ich die Thür öffnete, machte sich feiner Tabakrauch

bemerklich. Valentin Eſtmere lag in meinem bequemſten Seſſel und rauchte eine meiner beſten Cigarren.

Cheſham zögerte auf der Schwelle, als er ſah, daß das Zimmer nicht leer war, ich trat auf den Eindringling zu und ſchüttelte ihm die Hand.

„Ich ſehe, daß du anderweitig in Anſpruch genommen biſt,“ ſagte Valentin mit einem Blick auf Asmodi. „Soll ich gehen?“

„O nein,“ erwiderte ich. „Kapitän Cheſham wird mich nicht einen Augenblick aufhalten.“

Hierauf drehte uns Valentin den Rücken und beſchäftigte ſich eingehend mit den Radierungen, die an meinen Wänden hingen. Cheſham, der in einen Seſſel geſunken war, blickte durchaus nicht freundlich auf ſeinen breiten Rücken.

Ich ſchloß mein Pult auf und übergab Cheſham das inhaltsſchwere Couvert, das er in ſeine Taſche ſteckte, als ob die Sache weiter keines Wortes würdig ſei. Aus Höflichkeit bot ich ihm ein Glas Sherry an, was er zu meinem Erſtaunen annahm.

Ich brachte Gläſer und Sherry herbei; er ſetzte ſein volles Glas auf den Tiſch, ohne den Wein gekoſtet zu haben, und richtete einige alltägliche Bemerkungen an mich. Die ganze Zeit bewegte ſich Valentin, in eine Rauchwolke gehüllt, an den Wänden herum und hielt ſein Geſicht ſorgfältig von uns abgewandt. Man konnte nicht im Zweifel darüber ſein, daß dies abſichtlich geſchah. Cheſhams ſtahlblaue Augen funkelten und nahmen einen grauſamen Ausdruck an, während ein unangenehmes Lächeln über ſein Geſicht flog.

„Herr Eſtmere,“ ſagte er plötzlich mit ſeiner metalliſchen, harten Stimme. „Sie ſcheinen mich nicht zu kennen.“

Valentin drehte ſich ſofort um; es lag etwas in ſeinem Geſicht, das ich früher nie geſehen hatte.

„O ja, Kapitän Cheſham, ich kenne Sie durch und durch.“

Asmodis Augen blickten noch grauſamer als vorher, aber er ſchien die Bedeutung von Valentins letzten, nachdrücklich geſprochenen Worten nicht verſtehen zu wollen.

„Warum ſprechen Sie dann nicht mit mir?“

„Sprechen wir je miteinander?“

„Nein, nein,“ entgegnete er und richtete ſich mit Hilfe ſeines Stockes auf, „aber da Ihre Mutter und ich Verwandte ſind, habe ich entſchieden das Recht, Beachtung zu verlangen, wenigſtens von Ihnen.“

Valentin sah ihn mit seiner allerhochmütigsten Miene an und sagte: „Wollen Sie gefälligst Lady Estmeres Namen aus der Unterhaltung lassen. Daß Sie irgend ein weitläufiger Verwandter ihrer Familie sind, ist mir bekannt, aber ich beanspruche das Recht, diesen Umstand nicht zu beachten."

Asmodi trat einen oder zwei Schritte näher auf Valentin zu; sein Gesicht war entstellt, als er es dem jungen Manne zuwandte; er sprach mit grausamer Deutlichkeit, so daß jedes Wort mein Ohr erreichen mußte.

„Es mögen auch noch andre Beziehungen zwischen Ihnen und mir bestehen, Herr Estmere — Beziehungen, die andre nicht unbeachtet lassen werden."

Valentin blickte ihn mit unsäglicher Verachtung an. „Ich bin nicht in der Lage, Sie zu verstehen, Kapitän Chesham."

„Wenn Sie eines Tages mit Sir Lawrence Estmere zusammentreffen und ihn ‚Vater' nennen sollten, so würde er Ihnen wahrscheinlich mitteilen, daß er diesen zärtlichen Namen nicht beanspruche, sondern daß dieser einem Herrn Namens Chesham zukomme."

„Dies ist eine Lüge," sagte Valentin, ohne seine Stimme merklich zu erheben, aber während er sprach, holte er mit dem rechten Arm aus und schlug so kräftig nach Chesham, daß dieser betäubt und blutend zur Erde stürzte und im Fallen für mindestens zwanzig Pfund kostbares altes Porzellan mit sich riß.

Ich war überrascht und so erschrocken über diese Scene, daß ich einige Augenblicke regungslos stehen blieb.

„Hilf dem Kerl auf," sagte Valentin.

Ich hob ihn auf, setzte ihn in einen Sessel, gab ihm seinen Stock wieder in die Hand und wartete ab, was nun folgen würde. Da er nicht ernstlich verletzt war, kam er nach einigen Augenblicken wieder zur Besinnung und sah um sich. Seine erste Bewegung war nach der Brusttasche, um zu fühlen, ob das Geld in Sicherheit sei, mit der nächsten ergriff er seinen Hut, um zu gehen.

„Ich bedaure, daß sich dies unter meinem Dache zugetragen hat, Kapitän Chesham," sagte ich.

Ohne diese Bemerkung zu beachten, drehte er sich unter der Thür noch einmal um und sagte zu Valentin: „Vor zehn Jahren noch hätte ich Sie für diesen Schlag wie einen Hund niedergestoßen. Heute weiß ich, daß es bessre Mittel gibt, mich zu rächen. Sie werden dies in Bälde merken."

„Der Hund!“ sagte Estmere, als er die Treppe hinunter humpelte, „der Hund! Wenn du seine Absicht begriffen hast, Philipp, so mußt du, der du meine Mutter kennst, auch die ganze Niederträchtigkeit seiner Lüge begreifen. Meine Mutter, die heiligste und reinste und auch die stolzeste der Frauen! Diese Schmähung ist wahrhaft komisch.“

Obgleich meine Unwissenheit in betreff seiner Familienangelegenheiten es mir unmöglich machte, mehr zu sagen, konnte ich ihm in diesem Punkt nur zustimmen. Aus Cheshams schurkischen Reden entnahm ich indessen, daß Lady Estmeres Gatte noch am Leben war.

Neuntes Kapitel.

Geständnisse und Erklärungen.

Valentin hatte seine Fassung bald wiedergewonnen. Vielleicht war sein Glaube an seine Mutter so groß, daß ihn Cheshams gemeine Andeutungen nur wenig beunruhigen konnten, vielleicht hatte er wie so mancher andre gelernt, seine wahren Empfindungen unter einem heiteren Aeußeren zu verbergen. Jedenfalls half er mir das zerbrochene Porzellan auflesen, und dann ließen wir uns an unsern gewohnten Plätzen nieder.

„Warum bist du zurückgekommen, Valentin?“ fragte ich.

„Um dich zu beaufsichtigen, natürlich,“ antwortete er und sah mich zum erstenmal aufmerksam an. „Was ist denn los mit dir? Was hast du denn getrieben?“

Das beste, was ich thun konnte, war, ihm die Geschichte meines Spielversuchs zu erzählen; er hörte mir bis zum Schluß sehr ernsthaft zu.

„Und diese Bestie ist nun mit all deinem Gelde fortgegangen? Das ist unausstehlich! Aber warum thust du es, Philipp?“

„Was?“ entgegnete ich, um Zeit zu gewinnen.

„Spielen. Das liegt so tief unter dir — ist eines solchen Mannes so ganz unwürdig. Ich bin in vielen Dingen thöricht, aber ich spiele nie.“

„Ich werde es auch nicht mehr thun," sagte ich. Valentins Worte hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.

„Hoffentlich nicht! Wie manchen guten Kerl habe ich nicht schon auf diese Weise zu Grunde gehen sehen. Du bist nicht mehr derselbe, der du noch vor wenigen Wochen warst. Warum hast du es angefangen?"

„Um der Aufregung willen, vermute ich."

„Wozu brauchst du denn Aufregung? Noch ein wenig mehr davon, und sie tötet dich! Du siehst unglücklich aus. Also dies war es allein, was dich von uns fernhielt? Es ist schrecklich langweilig in Bournemouth, aber du hättest es immerhin wesentlich billiger gefunden."

„Wie geht es deinen Damen?"

„Beiden sehr gut, aber Claudine ist in einer schauderhaften Laune und schilt mich von morgens bis abends aus. Wenn sich dies junge Frauenzimmer nicht zusammennimmt, könnte unser kleines Uebereinkommen ein plötzliches Ende nehmen."

„Die Art und Weise, in der du von Fräulein Neville sprichst, scheint mir weder anständig noch achtungsvoll zu sein," entgegnete ich.

Er warf mir einen raschen Blick zu. „O, wir verstehen uns vortrefflich, und keins erwartet zu viel vom andern. Ich habe aber versprochen, dich morgen mitzubringen, also triff deine Vorbereitungen."

„Ich gehe nicht nach Bournemouth."

„Dann wirst du die Güte haben, mir zu sagen, warum nicht. Vielleicht fühlst du das Bedürfnis, noch mehr Geld zum Fenster hinauszuwerfen?"

„Ich sagte dir, daß ich nicht mehr spielen werde — wie könnte ich es auch mit diesem Schurken?"

„Dann sage mir, warum. Aber den wahren Grund, Philipp!"

Da er sehr ernst sprach und auf meine Antwort wartete, beschloß ich, nicht länger zu widerstehen und die Wahrheit zu sagen.

„Wenn du es noch nicht begreifst, Valentin, so kann ich dir nur mit Schiller sagen: Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

„Weder bin ich ganz so dumm, wie du glaubst, noch bist du ein ganzer Gott. Mach schnell, sag es mir!"

„Ich habe einen Freund, den liebsten von der Welt,

und liebe ein Weib, das beste von der Welt. Du bist der Freund, Claudine das Weib."

Ich war auf einen Strom von Vorwürfen gefaßt, aber es kam keiner.

„Das habe ich mir ungefähr gedacht," sagte Valentin mit seiner gewohnten Stimme. „Da ich vergeblich versucht habe, aus Claudine die Wahrheit herauszubekommen, mußte ich mich an dich machen."

„Wohl, nun weißt du es," sagte ich kurz.

„Ja, ich weiß es jetzt. Vermutlich bist du so in sie verliebt, daß dich ihr Bild nie verläßt, daß du bei Nacht von ihr träumst und bei Tage von ihr seufzest? Ist es so?"

Von diesen gefühllosen Fragen sehr geärgert, beschloß ich, ihn die ganze Tiefe meiner Verräterei erkennen zu lassen. „Ja, so ist es," antwortete ich.

„Es ist sehr komisch," sagte Valentin nachdenklich, „aber ich habe noch nie, weder für Claudine noch für ein andres Mädchen, etwas Aehnliches empfunden. In North Wales, in einer an der Landstraße gelegenen Schenke, kannte ich einmal ein Mädchen — eine Kellnerin glaube ich. Einige Tage lang empfand ich etwas deinem Zustande Aehnliches, aber es legte sich schnell wieder. Wunderbar, aber ich habe nie so für Claudine gefühlt, und ich glaube bei näherer Ueberlegung auch nicht, daß sie so für mich fühlt. Ich habe sie kürzlich danach gefragt, und ihre Antwort hat mich in dieser Hinsicht ganz beruhigt."

Claudine hatte mit ihrem Urteil über Valentin doch recht gehabt; er mußte leichtfertig und gedankenlos sein, sonst hätte er nie in dieser Weise scherzen können. Ich verlor die Herrschaft über mich selbst und wurde zum ersten und einzigenmal in meinem Leben wütend über Valentin.

„Estmere," sagte ich mit großer Würde, „du hast mir ein Geheimnis entrissen, das ich als Mann von Ehre dir nicht vorenthalten durfte, so schwer mich dies auch ankommen mußte. Ich kann nur noch sagen, daß mir deine Art, es aufzunehmen, eine große Enttäuschung bereitet hat."

Ich hatte mich erhoben, um meinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. Valentin ließ mich ausreden, dann stand er auch auf.

„Du dummer, alter Kerl," sagte er scherzend und legte zärtlich seine Hand auf meine Schulter, „merkst du denn nicht, gegen welche kolossale Dummheit die Götter im Augenblick vergeblich kämpfen?"

Was konnte er damit meinen? Mein Herz schlug heftig.

„Claudine und ich haben schon vor sechs Monaten, also lange, ehe sie dein hübsches, dunkles, trauriges Gesicht gesehen hatte, beschlossen, bei der ersten besten Gelegenheit unsre lebenslange Verlobung aufzulösen. Dies ist auch der Grund, warum ich dir nie von ihr gesprochen habe. Wir warten nur, bis wir den Mut finden, meiner Mutter unsern Entschluß mitzuteilen, was uns schwer wird, weil ihr Herz an unsrer Verbindung hängt, die sie seit lange gewünscht hat. Claudine und ich haben sie beide so lieb, daß wir uns, wenn sie darauf besteht, sogar jetzt noch heiraten und wohl auch ziemlich glücklich werden würden; du mußt dich jetzt also nicht in das andre Extrem, in Hoffnung und Freude stürzen."

Wenn ich nicht irre, fiel ich Valentin um den Hals; ich hätte ihn anbeten können, obgleich ich ihn innerlich beinahe verachtete. Wie konnte aber auch ein Mann so gleichgültig davon sprechen, einen Schatz, wie Claudine, einem andern zu überlassen? Doch ich war verliebt und Valentin nicht.

„Du siehst jetzt, Philipp, was es dich gekostet hat, daß du mir nicht gleich die Wahrheit sagtest — allein in Geld dreitausendvierhundert Pfund, denn natürlich hast du nur deshalb gespielt. Laß dir dies eine Warnung sein."

Was kümmerte ich mich jetzt um das Geld? Wer war glücklicher als ich?

„Glaubst du, daß sie mich gern hat, Valentin?" fragte ich.

„Das mußt du selbst herausbringen, Philipp, ich werde genug zu thun haben mit meiner Mutter. Außerdem bin ich ein Mann von Ehre, obgleich du dies vor kurzem nicht geglaubt hast, und würde ein in mich gesetztes Vertrauen nicht täuschen."

So kamen wir überein, daß ich nicht mit ihm nach Bournemouth reise; ich durfte mich keinen falschen Voraussetzungen hingeben. Vor allem mußte Lady Estmere erfahren wie die Sachen standen. Valentin versprach, sein Aeußerstes zu thun, um ihr seine Auffassung beizubringen, und dann — —

„Du telegraphierst mir, nicht wahr?" sagte ich ängstlich.

„Sofort, jetzt wollen wir aber noch eine Pfeife rauchen und ein wenig plaudern, dann legst du dich als ein gebesserter Mensch ins Bett."

So plauderten wir noch eine Zeitlang, bis er darauf bestand, fortzugehen; er erklärte, es sei ihm zu langweilig, daß jedes

Gespräch, mochte es ausgehen, von wo es wollte, immer wieder auf Claudine Neville hinauslaufe. Den unangenehmen Vorfall mit Chesham erwähnte er gar nicht mehr, bis er ging. Da erst sagte er mit einem Blick auf das zerbrochene Porzellan, während sich ein harter Zug in seinem Gesicht zeigte: „Ich wollte, ich hätte den Hund tot geschlagen.“

Ich konnte nichts darauf erwidern; er wandte sich zu mir um und ergriff meine Hand: „Philipp, ich glaube, daß du Claudine heiraten wirst; vorher sollst du mehr über uns hören. Versprich mir, daß du trotz guter oder übler Nachrede meine Mutter nicht nur lieben, sondern auch an sie glauben willst!“

Trotz guter oder übler Nachrede! Die nämlichen Worte hatte auch Claudine gebraucht!

Ich erwiderte den Druck seiner Hand. „Trotz guter oder übler Nachrede, das schwöre ich dir,“ sagte ich. Damit trennten wir uns für die Nacht.

Diese Nacht floh mich der Schlaf. Hatte ich doch so viel zu denken, mir so viel Glück auszumalen, so manches Luftschloß zu bauen, das mich mit Claudine beherbergen sollte. Valentins Weigerung, mir seine Ansicht über ihren Gefühlszustand mitzuteilen, und seine Aeußerung über das, was er ihre schlechte Laune nannte, belebte meine Hoffnungen nicht wenig. Das Glück, das ich über diese günstige Wendung der Dinge empfand, ließ mich mein Mißgeschick im Whist beinahe vergessen. Ueber das verlorene Geld grämte ich mich nicht mehr; die verhältnismäßige Bereitwilligkeit, mit der Herr Grace die Summe bezahlt hatte, bewies mir, daß dies die Mittel meines Vaters gestatteten. Wenn ich mich auch schämte und bereit war, jeden Tadel hinzunehmen, so mußte doch noch eine lange Zeit vergehen, ehe ich ihn wiedersah, und unterdessen konnte Claudine gewonnen werden. Diesem Gedanken gegenüber sanken alle andern untergeordneteren Betrachtungen in nichts zusammen und ich sehnte mich nach dem Augenblick, in dem ich sie wiedersehen und mit reinem Gewissen in ihre treuen, lieben Augen blicken und in ihnen mein Schicksal lesen konnte.

Früh am nächsten Morgen reiste Valentin ab; mit echter Selbstsucht hatte ich ihn gebeten, seine Abreise nicht länger zu verschieben. Lachend verabschiedete er sich von mir und versprach mir, zu telegraphieren, sobald er die Sache einigermaßen in Ordnung gebracht habe. Solange er bei mir war,

war ich schon ruhelos gewesen, nach seiner Abreise aber ward ich es noch viel mehr. Da ich sein Telegramm diesen Tag nicht mehr erwarten konnte, mußte die Zeit auf irgend eine Weise herumgebracht werden, und nun erinnerte ich mich wieder meines Versprechens, Lord Rothwell meine Thorheit mitzuteilen. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich mein Wort hätte zurücknehmen können, aber da dies nicht anging, hielt ich es für gut, die unangenehme Aufgabe möglichst bald zu erledigen, und suchte gegen Mittag den berühmten Reisenden auf.

Noch immer wohnte er in Longs Gasthof und schien auch die Absicht zu haben, dort zu bleiben; es sei zu lästig, meinte er, ein Haus oder eine Junggesellenwohnung zu nehmen, deshalb mietete er ganz oben im Hause ein großes Schlafzimmer, ließ alle Möbel, die es ursprünglich enthielt, hinausschaffen und ließ sich nun darin nieder, um das Buch zu schreiben, das seine Verleger ungeduldig erwarteten. Nur für wenige Personen, zu denen auch Valentin und ich gehörten, war dies aus dem Stegreif geschaffene Arbeitszimmer zugänglich.

Als ich eintrat, fand ich ihn emsig beschäftigt und, sowohl was seine Kleidung, als auch, was seine Umgebung betraf, einem britischen Peer so unähnlich als möglich. Die Einrichtung des Zimmers bestand aus ein paar guten, starken und bequemen Holzstühlen, etlichen Cigarrenkistchen, einem großen Kasten mit Tabak, mehreren Pfeifen und zwei Brettertischen von so riesigem Umfang, daß es mir heute noch ein Rätsel ist, wie man sie die Treppe hinaufgebracht hat. Beide Tische waren mit Ausnahme eines kleinen Platzes, an dem er schrieb, über und über mit Land- und Seekarten, mit Büchern, Papieren und Skizzen bedeckt. Ein Notizbuch und ein Haufen linierten Papiers lag vor ihm; links von ihm war der Fußboden mit den beschriebenen Bogen seines Manuskriptes bedeckt, die er, sobald sie voll waren, einfach hinunterwarf und liegen ließ, bis sie gesondert und geheftet wurden. Der Anzug des vornehmen Schriftstellers war, gelinde ausgedrückt, ganz ungewöhnlich. Ein Paar weiter Beinkleider, ein Flanellhemd und ein ungemein behaglich aussehender alter Jagdrock aus Baumwollsamt, dessen Ellbogen gänzlich durchgestoßen waren, bildeten nebst Socken und Pantoffeln seine ganze äußere Ausstattung; eine kurze Pfeife war der einzige Zierat an ihm. Als ich eintrat, nickte er mir freundlich zu.

„Werfen Sie diese Bücher von dem Stuhl, Philipp, und setzen Sie sich; ich bin mitten in einem Satz.“

Ich that nach seinem Wunsch und sah zu, wie seine Feder die großen, kühnen, charakteristischen Schriftzüge auf das Papier warf, und versuchte den Verbrauch an Federn, Tinte und Papier zu berechnen, den eine solche Schriftstellerei mit sich brachte. Jedenfalls hatte seine Schrift den Vorzug, leserlich zu sein, und da ich wußte, daß seine Arbeit für die Veröffentlichung bestimmt sei, machte ich mir kein Gewissen daraus, zu lesen, was er schrieb. „Ja, und dabei war es noch höllisch kalt,“ sagte er, als er sah, daß ich die Worte gelesen hatte: „Während wir über die Furt setzten, rutschte der Pack oder vielmehr der Strick, und ich hatte das Vergnügen, all meine kleinen Lebensbequemlichkeiten eine um die andre ins Wasser purzeln zu sehen. All meine Luxusartikel waren unwiederbringlich verloren.“

„Sie scheinen auch jetzt noch jeden Luxus entbehren zu können,“ sagte ich, mich in dem spärlich möblierten Zimmer umsehend.

„Ich habe alles, was ich brauche; niemand kann mehr haben. Dies ist wahre Philosophie, Sie Sybarit von Albemarle Street.“

„Sind Sie sehr beschäftigt oder haben Sie einige Minuten für mich übrig?“ fragte ich.

„Nein; ich habe gerade daran gedacht, aufzuhören und mich so anzuziehen, wie man es von einem zivilisierten Menschen erwarten kann. Also sprechen Sie, Philipp, um was handelt es sich, um Geschäft oder Vergnügen?“

„Um ein Geschäft, oder besser gesagt, ich habe Ihnen ein unangenehmes Bekenntnis abzulegen.“

„Reden Sie ernsthaft, Philipp?“

„Leider ja,“ sagte ich niedergeschlagen.

„Dann sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, ganz offen, nicht wie einem Mann, der alt genug wäre, Ihr Vater zu sein, sondern wie einem Freunde in Ihrem Alter. Brauchen Sie Geld?“

„Gestern brauchte ich welches, heute nicht mehr.“

„Warum sind Sie nicht zu mir gekommen? Ich habe mehr, als ich ausgeben kann. Erzählen Sie mir alles.“

Kurz und bündig erzählte ich ihm alles, nannte aber zuerst keine Namen. Lord Rothwell machte ein sehr ernstes Gesicht und streichelte gedankenvoll seinen langen braunen Bart.

„Es war nicht recht, Philipp, und es betrübt mich, dies hören zu müssen. Woher wußten Sie, daß Sie das Geld auftreiben konnten, um den Verlust zu bezahlen? Selbst in der Aufregung des Spieles darf ein Mann von Ehre diesen Punkt nicht außer acht lassen."

Ich ließ den Kopf hängen. „Wahrscheinlich hätte ich mich erschießen müssen."

„Natürlich hätten Sie das müssen! Was hätten Sie auch sonst thun sollen? An dies habe ich auch gedacht. Ich hätte die Summe bezahlt, wenn Sie zu mir gekommen wären, aber Sie haben dennoch recht gehabt, daß Sie zuerst zu Grace gegangen sind. Uebrigens freue ich mich, daß Sie es mir gesagt haben."

„Herr Grace hat mir das Versprechen abgenommen, es zu thun."

„So, Herr Grace hat Ihnen das Versprechen abgenommen? Warum denn?"

„Ich habe das Geld an einen Kapitän Chesham verloren, und er sagte, Sie kennen diesen Herrn genau."

„Chesham!" rief Rothwell aus. „Sind Sie mit diesem Schurken in Berührung gekommen? Ich drücke mich mäßig aus, wenn ich ihn nur so bezeichne."

„Wissen Sie etwas über ihn?" fragte ich.

„Ja, ich weiß etwas von Richard Chesham und möchte noch mehr von ihm wissen — etwas, das ich schwerlich je ausfinden werde," fügte er hinzu. „Meiden Sie diesen Mann wie eine Schlange, Philipp! Er hat schon genug Unheil angerichtet."

„Er scheint Sie, seinen Aeußerungen nach, zu hassen, Lord Rothwell."

„Dazu hat er keinen Grund. Das einzige, was er gegen mich vorbringen kann, ist, daß ich vor Jahren einem Freund als Zeuge diente, der ihn in die Hüfte schoß."

Die Sache begann sich aufzuklären, und ich war neugierig geworden.

„Wollen Sie mir Ihres Freundes Namen sagen?" fragte ich.

Rothwell schob seinen Bart beiseite und überlegte eine Weile.

„Ja," sagte er dann; „es ist kein Geheimnis; Sie können es auf allen Straßen hören — es war Sir Lawrence Estmere."

„Valentins Vater?"

„Valentins Vater und mein liebster Freund."

„Gestern beschimpfte er Valentin in meiner Wohnung, als er sein Geld holte, worauf ihn Valentin niederschlug."

„Was hat der Halunke gesagt?" fragte Lord Rothwell rasch.

„Thue ich recht, wenn ich es Ihnen sage?" entgegnete ich zweifelnd.

„Ja, alles, jedes Wort," sagte er befehlend. „Zwischen Valentin und mir gibt es keine Geheimnisse."

Ich nahm ihn beim Wort und schilderte ihm die ganze Begegnung, selbst die von Chesham gemachte schamlose Andeutung. Rothwell ward sehr aufgeregt; er stand auf und ging, ohne Rücksicht auf das an der Erde liegende Manuskript, im Zimmer auf und ab.

„Er hat es selbst gesagt," hörte ich ihn flüstern, „und doch werde ich es nie glauben — nie nie. Es muß eine Lüge sein! Sie war rein, edel, heilig; sie hätte sich nie zu einem solchen Burschen herabgelassen, selbst wenn sie ihn geliebt hätte. Ach, daß ich ihm die Wahrheit auspressen könnte!"

„Und Valentin hat ihn niedergeschlagen?" fragte er, zu mir gewandt.

„Ja, er schlug ihn nieder wie einen Ochsen — ein prachtvoller Schlag; sein Kopf fuhr fast durch meinen Kredenztisch."

„Obgleich ich Valentin nicht tadeln kann, bedauere ich den Vorfall doch aus verschiedenen Gründen. Ich wundere mich übrigens, daß er ihn nicht totgeschlagen hat — Sie hätten es an seiner Stelle gethan, Philipp."

„Ich glaube, ich hätte es gethan," antwortete ich.

„Auch Lawrence Estmere — Valentins Vater — hätte es gethan. Uebrigens that er sein möglichstes, als er ihm auf jenem kleinen Stückchen Rasen in Belgien gegenüberstand. Selbst jetzt noch glaube ich, daß er ihn töten würde, wenn er mit ihm zusammenträfe."

„Aber Lady Estmere?" sagte ich.

„Lady Estmere, Philipp, ist so rein wie Schnee," sagte Rothwell in ungewöhnlicher Erregung. „Ich beschwöre es, ich, der ich sie gekannt und geliebt habe, lange ehe sie mit Estmere zusammengetroffen ist, und ich schäme mich nicht, Ihnen zu bekennen, daß ich sie selbst jetzt noch liebe. Lady Estmere und solch ein Schurke wie Chesham! Es ist rein unmöglich. Sie kennen sie, gehen Sie hin und blicken Sie

ihr in die Augen, sprechen Sie mit ihr, lernen Sie sie lieben, studieren Sie ihren Charakter und sagen Sie dann, ob Sie, selbst wenn sich die ganze Welt gegen sie erhöbe, an die Wahrheit dieser abscheulichen Verleumdung glauben könnten."

„Nie könnte ich es glauben," antwortete ich aufrichtig.

Lord Rothwell lief, offenbar in einer großen Aufregung, noch kurze Zeit im Zimmer auf und ab; dann setzte er sich wieder und sah mich mit ernsten Augen an. Lord Rothwells klarer Blick hatte mir immer den Eindruck gemacht, daß ein falscher Mann ihn nicht aushalten könnte. Da ich die Wahrheit sprach, hatte ich keinen Grund, ihm auszuweichen.

„Nein," sagte er, „natürlich können Sie es nicht glauben. Sie lieben sie oder werden sie wenigstens in Bälde lieben. Es ist daher gut, daß ich Sie von diesem beklagenswerten Ereignis unterrichte. Lawrence und seine Gattin waren allem äußeren Anschein nach so glücklich, als zwei Menschen nur sein konnten; waren sie auch in manchen Dingen verschieden, so schien doch ihre Liebe dies auszugleichen. Eines Tages kam Lawrence wie ein Wahnsinniger zu mir gestürzt, sein Weib sei ihm untreu geworden, sagte er. Ich verlachte diesen verächtlichen Gedanken, denn ich hatte sie schon vor ihm geliebt; ich war damals ein armer Teufel gewesen, ohne jede Aussicht, meinen jetzigen Titel zu erben, so daß ich ihr nie von meiner Liebe gesprochen hatte. Ich lachte über Lawrences Raserei, obgleich ich innerlich zitterte, nicht für die Tugend seiner Gattin, sondern für seinen Verstand — er war indessen so vernünftig wie ich — allein, was konnte ich noch thun, als er schließlich behauptete, er habe augenscheinliche, unzweifelhafte Beweise ihrer Untreue — ich mußte ihm für den Augenblick glauben. Gewisse äußere Umstände bestätigten seine Behauptung in weitem Umfang. Niemals hat er sein Weib wiedergesehen — vielleicht hat sie nie eine Zusammenkunft gewünscht, denn Lady Estmere war so stolz wie ihr Gatte. Einen oder zwei Monate später nahm er mich mit ins Ausland, um mit Richard Chesham zusammenzutreffen. Man muß auch dem Teufel gerecht werden — dieser trat seinem Strafgericht tapfer entgegen; er leugnete nichts, bot aber mit herzlosem Cynismus Genugthuung an. Wohl hinkt er seither, doch ist dies ein ärmlicher Entgelt für das zerstörte Lebensglück zweier Menschen. Nun wissen Sie alles, was ich selbst weiß."

„Aber wie konnte Lady Estmeres Name überhaupt mit dem Chesshams in Verbindung gebracht werden?“

„Richard Chesham,“ antwortete Rothwell mit einigem Widerstreben, „ist eine Art Vetter von Lady Estmere; ich glaube, sie waren auch einmal miteinander verlobt, doch konnte sie nicht anders, als diese Beziehungen abbrechen, sobald sie ihn von seiner wahren Seite erkannt hatte. Dies war geschehen, schon ehe sie mit Lawrence zusammentraf. Lawrence wußte dies und vielleicht lud er Chesham nur deshalb so oft zu sich ein, um ihn für die erlebte Enttäuschung zu entschädigen; auch sonst war er gütig gegen ihn und unterstützte ihn mit seinem Einfluß, wo er konnte. Er war in Estmeres Hause, als die Katastrophe eintrat.“

„Es ist ganz unerklärlich,“ sagte ich, „und doch sind Sie von ihrer Unschuld überzeugt?“

„Ueberzeugt, ja. Ich würde mein Leben für sie zum Pfande setzen. Oder wäre ich sonst noch ihr Freund? Ich habe geschwankt, als mich Lawrence Estmere so entschieden ihrer Schuld versicherte, aber dann habe ich sie wiedergesehen. Ich sage Ihnen, Philipp, wäre alles wahr gewesen, hätte sie sich selbst zu einem Schurken wie Chesham herabgelassen, von ihrem Gatten verlassen, wie sie war — selbst dann noch hätte ich dies Weib an mein Herz genommen und, wenn auch nicht geachtet, doch geliebt, wie noch kein Weib geliebt worden ist. Nicht unmöglich, daß derartige Gedanken damals mein Gehirn durchkreuzten, ich war jung und sie war verlassen und allein, aber wenn dem auch so gewesen wäre, so würde doch ein Blick aus ihren reinen Augen einen solchen Gedanken auf immer verscheucht haben. Wenn ich aber so empfinden konnte, können Sie, allem zum Trotz, wenigstens an ihre Unschuld glauben. Sie müssen meine Tollheit vergessen,“ fügte er hinzu. „Das Vergangene ist vergangen und lange Reisen haben mich beruhigt. Lady Estmere und ich sind nichts weiter als treue alte Freunde und werden auch als solche zu Grabe gehen. Wann werden Sie sie wiedersehen, Philipp?“

„Ich beabsichtige, morgen nach Bournemouth zu gehen,“ erwiderte ich, bei dem Gedanken an den wahren Zweck meines Besuches errötend.

„Das ist recht! Grüßen Sie sie von mir. Vielleicht komme ich auch auf ein paar Tage hin. Machen Sie aber nicht Claudine Neville den Hof, denn Lady Estmere hat sie schon lange für Valentin bestimmt.“

„Valentin hat in allem Glück," sagte ich und beugte mich herab, um meinen Hut aufzuheben, damit er mein Erröten nicht bemerke.

„Nicht in allem," sagte Rothwell bedeutungsvoll. „So leben Sie denn wohl, wenn Sie jetzt gehen müssen! Aber seien Sie ein guter Junge und spielen Sie nicht mehr!"

Zehntes Kapitel.

Faulenzen nach wissenschaftlichen Grundsätzen.

„Kommen!" war alles, was auf einem Stückchen roten Papiers stand. Neunzehn Worte hätte er noch für einen Schilling ausfüllen können und doch telegraphierte er nur: „Kommen!" Für mich war dies mehr als genug. Sofort packte ich meine sieben Sachen zusammen und teilte dem berühmten Notar, dessen Belehrungen ich in der letzten Zeit schmählich vernachlässigt hatte, schriftlich mit, ich wolle die großen Ferien schon jetzt antreten. Warum hätte ich es auch nicht thun sollen? Um als Rechtsanwalt zugelassen zu werden, brauchte ich nur das Jahr vorher den Gerichtsverhandlungen anzuwohnen, und somit konnte ich, wenn ich wollte, zwei Jahre Ferien machen, ohne mir viel zu schaden. Und war nicht Claudine in Bournemouth und wartete auf mein Kommen? Der Widerstand, den ich zu fürchten gehabt hatte, war überwunden, und so sann ich während der Eisenbahnfahrt nur darüber nach, wann und wo ich wohl wagen würde, Claudine um ihre Antwort zu bitten. Der Zug bewegte sich mit einer geradezu schmachvollen Langsamkeit weiter, und ich beschloß, als ich Zeit fand, auch noch an etwas andres zu denken, als an ein schönes Mädchenantlitz mit klassischem Profil und grauen Augen, mich in einem Briefe an die Times oder sonst ein Blatt darüber zu beklagen. Und doch legten wir, es ist kaum glaublich, vierzig Meilen in der Stunde zurück und trafen pünktlich auf die Minute in Bournemouth ein. Ich hatte eine kindische Hoffnung, auf dem Bahnhof von jemand abgeholt zu werden, was aber kaum möglich war, da niemand wußte, mit welchem Zug ich kam. War mir schon der Zug zu langsam gewesen, was sollte ich erst von dem Wagen

sagen? Er bewegte sich nicht schneller vorwärts als eine kranke Schnecke; die Räder des Fuhrwerks schienen steif von Gicht und dies selbst von Blei zu sein. Trotzdem setzte es mich endlich vor dem hübschen, hinter Tannen versteckten Häuschen ab, das Lady Estmere während ihres Aufenthalts an der See bewohnte. Was ich dem Kutscher bezahlt habe, weiß ich nicht mehr, aber er schien zufrieden zu sein. In Wahrheit kann ich mich auf nichts mehr besinnen; ich kam erst wieder zum Bewußtsein, als mich Lady Estmere in ihrem Wohnzimmer gütig, beinahe liebevoll begrüßte. Selbst in diesem Augenblick, während ich mich nach Claudine umsah, konnte ich nicht umhin, ihre liebliche Erscheinung zu bemerken und mit Lord Rothwell zu denken, daß es eine Entweihung sei, auch nur in Gedanken Schuld und Schande mit ihr in Verbindung zu bringen. Aber Claudine! Wo war Claudine?

„Valentin und Claudine sind ausgegangen," sagte Lady Estmere, „sie haben Sie nicht so früh erwartet; Sie werden die beiden am Strand oder auf dem Damm finden, doch erst müssen Sie eine Tasse Thee trinken und dann, Herr Norris, möchte ich auch noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen."

Ich wurde rot bis unter die Haarwurzeln, als ich bemerkte, wie traurig sie aussah und wie zögernd sie den letzten Satz aussprach.

„O Lady Estmere!" rief ich unwillkürlich aus, „ich konnte nicht dafür! Wie wäre es anders möglich gewesen, nachdem ich Claud — Fräulein Neville kennen gelernt hatte! Ich habe dagegen angekämpft mit allen meinen Kräften — aber vergeblich."

„Armer Junge," sagte sie mit einem matten Lächeln. „Ich weiß, daß Sie dies gethan haben, Valentin hat es mir gesagt; er hat mich überzeugt, daß alles zum Besten sei — Sie kennen ja seine Art! — und dies sagen einem die Leute immer, wenn man die liebsten Hoffnungen zu Grabe tragen muß. Doch ich mache niemand einen Vorwurf, am wenigsten Ihnen, denn Claudine ist sehr liebenswürdig."

„Gewiß ist sie dies!" rief ich begeistert. „Ach, Lady Estmere, Sie sollen einen zweiten Sohn in mir finden! Wenn Sie es mir gestatten, werde ich Sie lieben, wie ich meine Mutter geliebt hätte, die ich ja nie gekannt habe." Damit ergriff ich ihre schöne Hand und küßte sie.

„So soll es sein," sagte sie darauf, „ich will mir Mühe geben, damit zufrieden zu sein. Wir treffen hier aber Ver-

abredungen, ohne die Ansicht der Hauptperson eingeholt zu haben. Liebt Claudine Sie auch?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte ich kleinlaut.

„Ich auch nicht und Valentin ebensowenig. Aber verzweifeln Sie deshalb nicht, Philipp — Sie sehen, ich nenne Sie schon bei Ihrem Taufnamen — Sie meinen es ernst und ehrlich und sind ein hübscher junger Mann. Es wird Ihnen wohl nicht allzu schwer werden, Claudines Liebe zu gewinnen, wenn Sie es nicht schon bereits gethan haben."

„Nun Sie mir Mut zusprechen, hoffe ich es auch," antwortete ich.

„Ja, die Jugend kann immer wieder hoffen. So, da kommt Ihr Thee! Dann dürfen Sie gleich gehen und die andern aufsuchen."

Auf die Gefahr hin, mich zu verbrühen, schüttete ich eine Tasse Thee hinunter und dankte für eine zweite. Lady Estmere, die meine Ungeduld begriff, gab mich bald frei.

Ich eilte nach dem Strande hinab, wo ich Valentin und Claudine zu finden hoffte. Es war ein herrlicher Sommernachmittag und alle Vergnügungen eines Seebades in vollem Gange. Kasperltheater, Negersänger, Straßenprediger, Herkulesse, alle waren auf dem Höhepunkte ihrer Kunstleistungen angelangt, und vom Damm her ertönten die schwachen Klänge der unvermeidlichen Blechmusik. Hunderte von Kindern schaufelten und gruben im Sande oder plätscherten und plantschten im Wasser herum. Eilig suchte ich mir meinen Weg durch das Gedränge, denn weiter oben am Strande sah ich einen Herrn in leichtem Sommeranzug, einen großen Hut über das Gesicht gezogen, auf dem Rücken liegen. Neben ihm saß Claudine auf einem Sandhügel. Schon aus weiter Ferne erkannte ich sie und erfreute mich an ihrem Erschrecken und dem frohen Ausdruck, der über ihr Antlitz flog, als sie mich sah. Ich war schon dicht bei ihnen und hielt bereits Claudines Hand in der meinen, als Valentin erst meine Anwesenheit bemerkte. Wie köstlich sah Claudine aus mit ihrem etwas sonnverbrannten Gesichtchen. Wie frisch und jung! Ob sie wohl ahnte, warum ich gekommen war?

Valentin begrüßte mich herzlich, aber ohne sich zu erheben. „Ich kann nicht aufstehen," sagte er, „es ist mir eben erst gelungen, mich gut und behaglich in den Sand zu legen, das ist immer ein Geschäft, das Zeit in Anspruch nimmt. Lege dich neben mich, Philipp, zieh auch deinen Hut über die

Augen, daß du nichts siehst, als einen blauen Streifen der See in der Ferne, dann wirst du wissen, was wahres Glück ist."

So schön aber auch das Meer war, ich hatte noch etwas Schöneres zu betrachten.

„Du bist die personifizierte Faulheit, Valentin," sagte ich.

„Nein, ich faulenze nach wissenschaftlichen Grundsätzen; ein Mann, der das Faulenzen nicht versteht, hat keinen Genuß vom Leben. Die ganze vorige Woche habe ich bei dem herrlichen Wetter so neben Claudine und ihrem Regenschirm gelegen. Manchmal liest sie mir auch vor und dann schlummere ich sanft und süß ein."

„Und sonst thust du den ganzen lieben langen Tag gar nichts?"

„O ja, wenn ich gerade Lust dazu habe, gehe ich an das andre Ende des Dammes und fange mit einer Angel Garnelen und kleine Fische; ich finde dies aber schon zu aufregend. Dann bekomme ich auch ein gut Teil von dem Kindergottesdienst am Strand. Es ist zu nett, wenn ein goldlockiges, pausbäckiges kleines Ding die Hymnen singt. Wie heißt nur gleich das eine Lied, Claudine? Ach ja, ich weiß:

‚Wenn Sorgen mir am Herzen nagen,
Und wilde Leidenschaft mich quält —'

Es ist sehr belehrend, du kannst mir's glauben."

Ich ließ mich zwischen Valentin und Claudine zu ihren Füßen nieder. Sie sprach wenig, ja ich fand sie auffallend schweigsam. Valentin plauderte lustig weiter und so verging die Zeit bis zum Essen. Erst als wir Lady Estmeres Haus erreicht hatten und Valentin uns vorausgegangen war, fand ich Gelegenheit, Claudine ein Wort allein zu sagen.

„Claudine," sagte ich, während ich die Gartenpforte öffnete, „Sie erinnern sich vielleicht noch, wie wir das letzte Mal auseinander gegangen sind. Sie wissen, warum ich gekommen bin. Soll ich wieder gehen oder bleiben?"

Sie antwortete nicht, aber eine leichte Röte überflog das Antlitz des jungen Mädchens, während sie durch die Pforte trat. Ich nahm trotzdem an, es sei richtiger, zu bleiben.

Alle glücklichen Liebesgeschichten haben denselben Verlauf und sind für alle Menschen, mit Ausnahme der beiden Beteiligten, einförmig und langweilig. Claudine ließ mich nicht lange im Ungewissen. Ich weiß nicht mehr, wo ich endlich den Mut fand, sie zu fragen, ob sie mich liebe, da sich aber

meine Erinnerung an diesen Augenblick mit dem Geruch von Fichtennadeln verbindet, glaube ich, daß es in einem der immergrünen Wäldchen war, von denen Bournemouth umgeben ist. Schlicht und ernst fragte ich sie, ob sie mich liebe; sie schlug ihre klaren Augen zu mir auf und bejahte dies offen und rückhaltlos und setzte hinzu: „Ich glaube, Philipp, ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt."

Hand in Hand gingen wir dann zu Lady Estmere und nahmen ihre und Valentins herzliche, liebevolle Glückwünsche entgegen. Valentin war glücklich in unserm Glück, aber nie habe ich es begreifen können, wie ein Mann, der die Möglichkeit hatte, Claudine zu gewinnen, sie so leicht aufzugeben vermochte.

So vergingen vierzehn Tage — die glücklichsten meines Lebens. Bournemouth ist ein künstlich angelegtes Seebad und hat mit seiner einförmigen Küste, den wohlangelegten Gärten und den aus schlanken, hohen Nadelhölzern bestehenden Wäldern möglichst wenig Aehnlichkeit mit der felsigen Küste von North Devon; trotzdem stimmten Claudine und ich darin überein, daß es — wenigstens für uns — der schönste Ort der Welt sei. Und nun war die schöne Zeit um; Lady Estmere wollte in die Stadt zurückkehren, Claudine wurde bei einer Freundin erwartet. Valentin und ich hatten eine Einladung von Lord Rothwell auf ein im Norden gelegenes Landgut, wo er uns gute Tage in Aussicht stellte, angenommen. Es war Mitte August und wir hatten noch vierzehn Tage zu unsrer Verfügung; Valentin wollte zu Fuß eine Studienreise machen, die auf dem Gut Lord Rothwells in Derbyshire enden sollte; ich hatte Bessres und Wichtigeres zu thun. Claudine und ich waren allerdings verlobt, aber wir bedurften, da sie eine Waise war, zu unsrer Verlobung noch der hohen obrigkeitlichen Genehmigung ihres Vormundes. Wir waren beide so glücklich gewesen in unsrer Liebe, daß wir uns um diesen Herrn wenig Sorgen gemacht hatten, obgleich ich mir vornahm, ihn in Bälde aufzusuchen und über meine Absichten in betreff seines Mündels aufzuklären. Was meine eignen Aussichten im Leben anbelangte, so wollte ich versuchen, aus Herrn Grace etwas Näheres herauszubekommen. Im schlimmsten Falle mußten wir nur ein Jahr warten, bis Claudine mündig und mein Vater von seinen Reisen zurückgekehrt war. Wie würde er meine schöne Braut willkommen heißen und lieb haben, wie würde sie sein Herz gewinnen und sein Leben erhellen! Dies waren so glückliche Träume! Ich war innerlich

ganz bestimmt überzeugt, daß Claudine Neville gerade die Frau war, die er für mich ausgesucht haben würde. War sie doch aus guter Familie, schön, geistreich und, soweit dies überhaupt in Betracht kommen konnte, auch reich, wie ich aus Andeutungen Valentins entnommen hatte. Niemands Glück konnte gesicherter scheinen als meines zu jener Zeit.

Sonderbarerweise sollte es Lord Rothwell sein, der den ersten Schatten des Zweifels auf meine sonnigen Lebensaussichten warf. Lady Estmere hatte ihm geschrieben und mitgeteilt, wie sich die Dinge gestaltet, und daß sie ihren Lieblingsplan aufgegeben habe. Zwei Tage nachher besuchte er uns, was Valentin mit Jubel begrüßte, da dieser junge Herr fand, daß sich Claudine und ich zu sehr miteinander beschäftigten, und anfing, sein eignes Benehmen unter ähnlichen Umständen zu unsrem Nachteil mit unsrer Selbstsucht zu vergleichen. Unser edler Freund beglückwünschte uns mit einer Kälte und Zurückhaltung, die ich nicht am Platz finden konnte. Dann schloß er sich eine Zeitlang mit Lady Estmere ein, deren Augen Thränenspuren zeigten, als sie wieder zu uns zurückkam. Noch am nämlichen Abend kehrte der Lord nach der Stadt zurück und bat mich, ihn nach dem Bahnhof zu begleiten; da ich merkte, daß er mit mir allein sprechen wollte, riß ich mich von Claudine los und ging mit.

„Ich war sehr betrübt über die Nachricht," sagte er, als wir uns auf den Weg machten.

„Sie wollten wohl sagen erfreut, Lord Rothwell?"

„Nein, ich meine, was ich sage — sehr betrübt; ich kann nur Kummer und Verwirrung voraussehen."

„Sie denken wohl an Valentin und an Lady Estmeres Enttäuschung?" sagte ich.

„Nein, ich denke an Sie — und Claudine — diese Heirat ist weder wünschenswert noch passend."

„Für wen von uns beiden?" fragte ich, wie ich fürchte, etwas hochmütig.

„Für beide. Kommen Sie, Philipp, Sie müssen nicht gleich Feuer fangen, ich spreche ja nur als Freund. Uebrigens weiß ich wohl, daß nichts dabei herauskommt, denn in manchen Dingen, das habe ich längst gemerkt, sind Sie so eigensinnig wie nur möglich. Hoffentlich denken Sie wenigstens noch nicht so schnell ans Heiraten," fuhr er fort.

„Nein," antwortete ich seufzend, „dazu sehe ich keine Möglichkeit, ehe mein Vater zurück ist."

„Keine; Sie können doch kaum die Stirn haben, ein Mädchen wie Claudine Neville, die tausend Pfund jährlich hat, zu heiraten, ohne einen Pfennig eignes Vermögen.“

Dies war wahr, aber da er es mit so unzweideutiger Klarheit aussprach, so war diese Wahrheit sehr unangenehm.

„Ja, ich muß warten, bis mir mein Vater ein Einkommen aussetzt, oder ich mir selbst eins erwerbe.“

„Ganz richtig. Rechnen Sie auf nichts, ehe Sie Ihren Vater gesprochen haben; wie ich mich erinnere, ist er in manchen Dingen sehr eigen.“

„Das ist er wohl; aber er wird nicht umhin können, Claudine lieb zu haben.“

„Väter pflegen nicht immer mit den Augen der Söhne zu sehen, Philipp. Denken Sie nicht, daß ich Ihre Wahl mißbillige, mein Junge; Claudine ist sehr schön. Ich möchte Sie nur bitten, sich auf Enttäuschungen gefaßt zu machen. Wenige erlangen in der Welt das, was ihr Herz begehrt, Philipp.“

„Ich habe Claudine alles gesagt, was ich Ihnen sage,“ fügte er hinzu.

„Nichts, was Sie ihr auch sagen mögen, wird ihre Ansicht ändern oder sie veranlassen, zurückzutreten.“

„Nichts. Sie ist fast so eigensinnig wie Sie, trotzdem fürchte ich, daß meine Prophezeiung in Erfüllung geht, und doch möchte ich, wenn die Verhältnisse anders lägen, niemand lieber miteinander verheiratet sehen, als euch zwei.“

Er sagte dies so gütig, daß mein augenblicklicher Aerger rasch verflog, obgleich mich gerade die Freundlichkeit der letzten Worte mehr beunruhigte, als das, was er vorher gesagt hatte.

„Sie sprechen in Rätseln, Lord Rothwell,“ sagte ich, „ich verstehe nicht, was Sie meinen. Alles, was ich weiß, ist, daß Claudine und ich einander lieben!“

„Ja, ich spreche in Rätseln. Aber Liebe und Leben und alles andre auch sind Rätsel für die meisten von uns; wer glücklich und wer unglücklich ist, wenn das Schicksal einmal die Auflösung gibt, bleibt abzuwarten. Nun leben Sie wohl; ich werde Sie wahrscheinlich in der Stadt sehen, wo nicht, so haben Sie und Valentin mir versprochen, am 1. September zu mir zur Hühnerjagd zu kommen.

Damit stieg er ein, und ich wanderte langsam nach Lady Estmeres Haus zurück. Ich wunderte mich darüber, was er mit seinen düsteren Prophezeiungen und geheimnisvollen

Reden wohl gemeint habe, und beschloß, Claudine darüber zu Rate zu ziehen.

Sie war ebenso erstaunt als ich; er hatte in ähnlicher Weise zu ihr gesprochen und seine Worte hatten auf sie natürlich mehr Eindruck gemacht, als auf mich. Lord Rothwell war uns allen ein so lieber Freund, daß die Enttäuschung des jungen Mädchens groß war, als sie sah, daß sich seine Glückwünsche mit unheilvollen Prophezeiungen mischten. Nachdem wir die Sache von allen Seiten beleuchtet hatten, blieb uns nichts andres übrig, als festzustellen, daß wir uns liebten, wie sich noch niemals zwei andre Menschen geliebt hatten, und daß wir allem unbekannten Unheil zum Trotz, mit dem die Welt unsre Freude vielleicht trüben könnte, unsre Liebe gegen alle und jeden verteidigen wollten.

Elftes Kapitel.

Ein schrecklicher alter Mann.

Nach dem Vergnügen die Pflicht — eine bequeme und nicht ungewöhnliche Abänderung des alten Sprichwortes.

Claudine machte den längst versprochenen Besuch bei ihren Freunden; nach den gewöhnlichen Versprechungen, Versicherungen und Lebewohls war sie abgereist, aber sie hatte mir die Erinnerung an die treuesten, hingebendsten, liebsten Augen zurückgelassen, was einen verlassenen Liebhaber wenigstens einigermaßen trösten kann. Zwei oder drei Monate konnten vergehen, ehe wir uns wiedersahen, aber ich wollte schreiben, täglich natürlich, und was noch besser war, Claudine wollte schreiben. Wie freute ich mich auf ihre Briefe! Geliebteste, wie konnte ich existieren, ehe ich dich gekannt und geliebt habe? Existieren ist das richtige Wort, nicht leben; ich habe früher nicht gelebt, Claudine!

Aber die Pflicht, die Pflicht! Da lebt in Cheltenham ein ausgedienter, hoher Offizier, ein General oder Generalmajor oder so etwas. Jedenfalls werde ich sicher gehen, wenn ich ihn General nenne. Diesen Mann muß ich aufsuchen und zwar bald, denn er ist Claudines Vormund, und ihr Geschick ruht noch zwölf Monate, bis zu ihrer Volljährig-

keit, in seinen Händen. Wie weit sich seine Macht über sie erstreckt, weiß ich nicht, aber so schrecklich er mir auch manchmal in Gedanken vorschwebt, so tröstet mich doch die Ueberzeugung, daß sich Claudine kaum durch irgend eine Autorität davon abhalten lassen wird, mich zu sehen oder mir wenigstens zu schreiben. Daß sie auf Befehl davon ablassen könnte, mich zu lieben, war ein so thörichter Gedanke, daß ich gar nicht auf ihn verfallen konnte. In dieser Beziehung konnten alle Generäle der Welt nichts bei ihr ausrichten.

Ich muß also nach Cheltenham gehen und ihm sagen, daß ich das Herz seines Mündels gewonnen habe; aber was kann ich ihm sonst noch sagen? Er wird mich nach meinen Mitteln, nach meiner Familie, nach meinen Verwandten, nach meinem Beruf fragen und wissen wollen, worauf ich meine Ansprüche auf Claudines Hand stütze. Von all diesen höchst natürlichen Fragen vermag ich nur eine oder höchstens zwei zu beantworten. Ich kann ihm sagen, daß ich Anwalt werden wolle und sie liebe, das ist alles. Es war mir klar, daß ich Herrn Grace aufsuchen und ernstlich mit ihm reden müsse, ehe ich es wagen konnte, diesem Manne der Gewalt entgegenzutreten. Es war an der Zeit, daß ich etwas über meines Vaters Stellung in der Welt erfuhr und darüber ins klare kam, was ich zu bieten hatte, ehe ich die Einwilligung des Vormundes zu unsrer Verlobung einholte.

Meine Enttäuschung und Ueberraschung war groß, als ich fand, daß Herr Grace die Sache in derselben Weise auffaßte, wie Lord Rothwell. Wenn er sich auch nicht so offen aussprach, wie sein Klient, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß ihm meine Mitteilung ärgerlich und lästig war, und daß er sich bemühte, kalt Wasser auf meinen Feuereifer zu gießen. Natürlich hatte er kein Recht, zu befehlen, er konnte nur raten, aber als alter Freund meines Vaters konnte er mir nur empfehlen, keinen raschen Schritt zu thun, keine Verpflichtungen auf mich zu nehmen, ehe der Reisende zurückgekehrt sei. Sein ganzes Wesen zeigte mir, daß er überzeugt war, mein Vater würde mir seine Einwilligung zu dem beabsichtigten Schritt jedenfalls versagen. Diese sonderbaren Einwände verstimmten mich sehr.

„Vielleicht haben Sie die Güte," sagte ich, „mir offen mitzuteilen, welchen Einwand man gegen meine Heirat mit Fräulein Neville erheben kann. Lord Rothwell sagte etwas Aehnliches. Ich wünsche aber, einen bestimmten Grund zu erfahren."

„Seine Herrlichkeit fühlt wie ich und wie es auch wohl Ihr Herr Vater thun wird, daß dies keine passende Verbindung für Sie ist."

„Gerechter Himmel, Herr Grace, was meinen Sie denn damit? Liegt irgend etwas gegen meine oder gegen Fräulein Nevilles Familie vor?"

„Fräulein Nevilles Familie ist unantastbar, ihre Herkunft braucht auch die genaueste Untersuchung nicht zu scheuen; ihr Vater war Oberst in der Armee, ihre Mutter ein Fräulein Vipont von altem Landadel, und von dieser erbt sie ihr Vermögen."

„Da alles, was Sie von ihr wissen, zu ihren gunsten spricht, haben Sie vielleicht die Güte, mich über mich selbst aufzuklären."

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon früher gesagt habe. Sie führen den Namen Philipp Norris; Ihr Vater ist ein reicher Mann von eigenartigem Temperament und ebensolchen Ansichten und Gewohnheiten. Warten Sie bis zu seiner Rückkehr."

„Das werde ich sicherlich nicht thun," entgegnete ich ärgerlich. „Vermutlich kann er mir doch eine Jahresrente aussetzen, wenn ich mich verheirate?"

„Ja, wenn er will, so erlauben ihm dies seine Mittel."

„Dann werde ich nach Melbourne schreiben, er muß zu irgend einer Zeit dort hinkommen, vielleicht gelangt der Brief in seine Hände. Ich werde ihm meine Verlobung mit Fräulein Neville mitteilen und hoffe, daß er mir gestattet, alles so vorzubereiten, daß wir sofort nach seiner Rückkehr heiraten können."

„Ganz recht," sagte Herr Grace, „dies wird der beste Weg für Sie sein."

„Unterdessen," fuhr ich fort, „muß ich aber doch im stande sein, die Fragen zu beantworten, die der Vormund Fräulein Nevilles, den ich morgen in Cheltenham aufsuchen will, natürlich an mich richten wird."

„Natürlich wird er allerlei Fragen an Sie stellen, wenn er ein vorsichtiger Mann ist," antwortete Grace.

„Gut, Herr Grace, und da Sie mir selbst keine Auskunft geben wollen, werden Sie mir wohl gestatten, ihn an Sie zu verweisen."

„Das kann ich nicht, Herr Philipp, doch ich kann meine Ablehnung durch die Erklärung begründen, daß ich nicht in

der Lage bin, weitere Fragen zu beantworten. Da Herr Norris, Ihr Vater, Sie nicht selbst über seine Verhältnisse aufgeklärt und Ihnen gesagt hat, was er für Sie zu thun beabsichtigt, muß ich annehmen, daß er seine Gründe zu dieser Verheimlichung hat, und ich, sein Rechtsbeistand, werde niemand, mag er sein, wer er will, irgend welche Andeutung über seine Angelegenheiten geben. An ihn selbst muß sich jeder wenden, der Interesse an solchen Fragen hat. Sie sehen also, lieber junger Freund, daß ich es entschieden ablehnen muß, in diese Sache hineingezogen zu werden. Weisen Sie den General an die einzig geeignete Person, an Ihren Vater."

Meine Unterredung mit Grace verlief also ganz unbefriedigend. Ich verließ ihn voll Groll, mit dem Gefühl, daß man mir übel mitspiele, und der Erfolg des bevorstehenden Besuches bei dem General ward immer zweifelhafter. Daß irgend ein Geheimnis in mein Leben hineinspielte, konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, aber so begierig ich auch war, es zu ergründen, so zitterte ich doch manchmal vor dem, was mir die Aufklärung bringen konnte. Aber so wollte ich nicht weiter leben und selbst auf die Gefahr hin, meinen Vater zu erzürnen, wollte ich versuchen, bei unserm ersten Zusammensein etwas Bestimmtes von ihm zu erfahren.

Ich schrieb drei Briefe, alle desselben Inhalts, ich teilte meinem Vater in klaren und entschiedenen Ausdrücken mit, daß ich meine zukünftige Gattin gefunden habe; ich erging mich nicht in einer überschwenglichen Schilderung ihrer Reize, versuchte aber, klar und deutlich zu sagen, daß mein Glück von ihrem Besitz abhänge. Diese Briefe richtete ich an drei Orte, die auf meiner Liste als solche aufgeführt waren, wo der Reisende möglicherweise Briefe erhalten könne. Nachher stellte sich heraus, daß meine Mühe vergeblich war, da seine unberechenbaren Streifzüge ihn verhinderten, sie abzuholen. Nachdem ich mein Gemüt auf diese Weise beruhigt hatte, stählte ich mich zu dem Besuch bei dem General.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Cheltenham. Auf dem Wege dorthin überlegte ich mir, wie ich den Feldzug wohl am besten eröffnen würde, und stellte mir ernst gehaltene, aber liebenswürdige, der Veranlassung entsprechende Reden zusammen. General Gore hieß der Feind. Vergeblich suchte ich mich darauf zu besinnen, was mir Claudine von ihm erzählt hatte, es fiel mir nichts mehr ein, als daß er ihrer Schilderung nach eine eigentümliche Art hatte, Kellnern

BIBLIOTHECA REGIA

und Kutschern mit seinem Stock zu drohen, was oft zu unliebsamen Auftritten führte. Offenbar war er ein alter Eisenfresser. Dann zerbrach ich mir den Kopf darüber, in welcher Armee er wohl mit so viel Erfolg gedient habe. Vielleicht in Indien? War dem so, dann durfte ich ihn nicht zu früh besuchen, denn alte Indier sind morgens ganz besonders gallig und streitsüchtig, weil ihre viel mißbrauchten Lebern sich rühren und aufbegehren, bis sie mit Mulligatawny*) Curry besänftigt oder unterdrückt sind.

Ja, er war ein Indier; ich erinnerte mich wieder, daß Claudine an ihrer Uhrkette eine eigenartige, ovale Münze trug, die er ihr geschenkt hatte. Also mußte ich ihn nach dem Mittagessen besuchen — doch nein, das Gabelfrühstück, Tiffin genannt, ist ihnen noch lieber als das Mittagessen. Zwischen zwei und drei Uhr wollte ich deshalb dem schrecklichen alten Mann die Stirne bieten. Als ich Cheltenham erreichte, war dies beschlossene Sache.

Ich tummelte mich in dem modernen Badeort herum, betrachtete mir ziemlich gleichgültig die „Löwen", die ich da und dort bemerkte, nahm im „Pflug" ein bescheidenes Gabelfrühstück ein und langte um halb drei Uhr bei General Gore an.

Man führte mich in ein Empfangszimmer, in dem sämtliche Fenster hermetisch verschlossen waren. Dieser Umstand und ein Geruch von Sandelholz, der den im Zimmer herumstehenden Holzschnitzereien entströmte, bewiesen mir, daß ich richtig geraten hatte, und daß der General wirklich in Indien gedient hatte. Nach wenigen Minuten erschien er selbst.

Das erste, was jedermann an General Gores Erscheinung auffallen mußte, war seine Brille; geraume Zeit konnte man die Blicke nicht von ihr wenden — so konvexe Gläser hatte ich früher nie gesehen. Sofort begann ich zu berechnen, wieviel Sekunden die Sonnenstrahlen wohl brauchen würden, um durch diese Gläser Eisen zu schmelzen. Seine Augen oder wenigstens der Teil derselben, den man durch das verschönernde Medium erblicken konnte, sahen so groß aus, daß jedem, der sich auch nur eine leise Erinnerung an die Märchen seiner Kindheit bewahrt hatte, Andersens „Feuerzeug" und der Hund, der das Kupfer brachte, einfallen mußte. Ergänzte man den Kreis, so mußte er mindestens so groß wie eine

---

*) Eine indische, mit Curry scharf gewürzte Suppe.
Anm. d. Uebers.

Theetasse sein. Man hätte denken sollen, eine solche Brille könne genügen, trotzdem verstärkte der General dieselbe durch ein zweites Augenglas, das er, den Gesetzen der Optik entsprechend, zwischen jene furchtbar konvexen Gläser und meine Visitenkarte hielt. Mein Mut sank bedeutend, als ich mir klar wurde, daß alle etwaigen Vorteile der persönlichen Erscheinung durch sein Gebrechen von vornherein aufgehoben wurden. Es war ein schrecklicher alter Mann! Sein Gesicht sagte mir, daß er keine Leber, und mein Instinkt, daß er kein Herz habe. Er war ein großer, wetterfester Mann mit einer Adlernase, buschigen Brauen, einem Entschiedenheit verratenden Mund und Kinn, mit der Strenge eines alten Soldaten und der Genauigkeit eines auf strenge Mannszucht haltenden Offiziers. Ach Claudine, Claudine, dies ist zu viel!

„Herr Philipp Norris, Jermyn Street, wenn ich richtig lese," sagte er, seine Augen nebst Ergänzung von meiner Karte zu mir wendend.

Ich verbeugte mich zustimmend, aber wenn er auch gelesen hätte „Herr Peter Nokes, St. Giles," würde ich doch nicht gewagt haben, ihm zu widersprechen.

„Einer von den Hampshire Norris," fuhr er fort.

„Nein," sagte ich, „meine Familie lebt in Devonshire."

„Norris ist kein Devonshirer Name," sagte der General streng. „Nun, mein Herr, womit kann ich dienen?"

Dabei blickten mich des Generals riesig vergrößerte Augen so forschend an, daß ich anfing, mich äußerst unbehaglich und verlegen zu fühlen.

„Ich habe die letzten vierzehn Tage bei Lady Estmere verlebt — mit Fräulein Neville zusammen, die, wie ich glaube, Ihr Mündel ist."

„Sie ist mein Mündel. Haben Sie einen Auftrag von ihr an mich?"

„Nicht gerade einen Auftrag; vielleicht könnte ich es besser eine Mitteilung nennen," antwortete ich mit einem schwachen Versuch, trotz des Generals funkelnden Augen zu lächeln. „Kurz gesagt, Herr General, wir waren viel miteinander zusammen, und ich habe Sie aufgesucht, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu reden, von dem mein — und ich glaube, ich darf sagen, auch ihr Glück — abhängt."

Der General stand auf und griff bedächtig zur Klingel; ich war sprachlos — wollte er mich denn hinauswerfen lassen, ohne mich überhaupt angehört zu haben?

„Verzeihen Sie, Herr General," begann ich, „ich wollte Ihnen sagen —"

„Ich weiß ganz genau, was Sie mir sagen wollen, mein Herr; man hat mir das Nämliche schon bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt. — Thompson," wandte er sich an den auf sein Klingeln erschienenen Diener, „sagen Sie Fräulein Gore, daß ihre Anwesenheit hier sogleich erforderlich ist."

„Leider habe ich für halsstarrige junge Mädchen und ihre Art und Weise so wenig Verständnis, daß ich mich in diesen Dingen immer von einer Frau leiten lasse. Selina, dies ist Herr Norris, ein Devonshirer, kein Hampshirer Norris, wie er mir mitteilt; er kommt in einer Angelegenheit, die Claudine betrifft, und ich habe dich rufen lassen, damit du ihn anhörst. Meine Schwester, Fräulein Gore, Herr Norris."

Die Dame, die seinem Wunsch so rasch entsprochen hatte, war ihrem Bruder nicht unähnlich, nur hatte ihr Gesicht einen freundlicheren Ausdruck und ihre Brille war weniger aufdringlich. Alles in allem war mir ihr Kommen nicht unangenehm. Sie verbeugte sich und nahm Platz.

„So, jetzt können Sie wieder anfangen," sagte der General.

„Ich habe wenig mehr zu sagen," begann ich, „als daß ich Fräulein Neville, mit der ich sehr viel zusammen war, innig lieben lernte, und daß ich stolz bin, sagen zu dürfen, daß sie meine Liebe erwidert. Wir hielten es für unsre Pflicht, Sie, ihren Vormund, sofort mit unsern Absichten bekannt zu machen, und ich hoffe, daß Sie uns Ihre Einwilligung nicht versagen werden."

Ich hatte ernst und eindringlich gesprochen, und es war mir, als ob Fräulein Selina mich teilnahmsvoll und zustimmend anblickte. Eine Frau ist und bleibt doch immer eine Frau, selbst wenn sie fünfundfünfzig Jahre alt, eine alte Jungfer und des schrecklichen Generals Gore Schwester ist. Ich hoffte —

„Ist dies alles, was Sie zu sagen haben?" fragte der General.

„Ja, Herr General, das ist alles, ich muß es Ihnen überlassen, das übrige zu sagen."

„Sie sind also ganz sicher, daß Sie sonst nichts zu sagen haben?" und dabei richtete er seine fürchterlichen Augen fest auf mich.

„Nichts, als daß ich alles thun will, was in meinen Kräften steht, um Fräulein Neville glücklich zu machen."

„Sehr wohl, dann ist jetzt die Reihe an mir, und ich werde einige Fragen an Sie stellen, die Sie die Güte haben werden, zu beantworten. Wenn Sie dieselben beantwortet haben, wird die Enscheidung bald getroffen sein. Selina, höre aufmerksam zu."

Ich kam mir selbst sehr dumm vor und dachte, so müsse es einem Verbrecher zu Mute sein, der vor seinem Richter stehe.

„Lebt Ihr Herr Vater noch? Und wenn ja, was ist sein Beruf und über welche Mittel verfügt er?"

„Er ist vermögend, sehr vermögend, glaube ich."

„Und Ihre Frau Mutter?"

„Sie ist schon vor Jahren gestorben."

„Wie hat sie geheißen?"

„Ich habe ihren Mädchennamen nie gekannt," sagte ich und errötete, als ich sah, daß der General mich bei dieser Antwort erstaunt ansah.

„Welchen Beruf haben Sie?"

„Ich bereite mich zur Advokatur vor."

„Wovon leben Sie jetzt? Haben Sie ein Einkommen?"

„Nur, was mir mein Vater aussetzt."

„Wie viel ist dies?"

„Es ist keine festgesetzte Summe. Ich erhebe alles, was ich brauche."

„Dann steht es also in seinem Belieben, dies zurückzuziehen und Sie ohne einen Pfennig Einkommen zu lassen?"

„Ja, so wird es wohl sein." Diese neugierigen, habsüchtigen Fragen begannen mich zu belästigen.

„Wo lebt Ihr Herr Vater? In Devonshire, sagten Sie nicht so?"

„Ja," antwortete ich verdrießlich.

„Hat er ein großes Gut dort?"

„Er hat ein Haus dort."

„Worin besteht denn sein großes Vermögen?"

Des Generals Stimme wurde immer beunruhigender, jetzt sprach er schon ganz spöttisch.

„Das weiß ich nicht," entgegnete ich scharf.

„Wohin kann ich Ihrem Vater schreiben?"

„Er befindet sich im Augenblick auf der andern Seite der Erdkugel — er wird nicht vor einem Jahre zurückkommen — aber ich will Claudine auch nicht sofort heiraten," fuhr ich fort, „ich will bis zu seiner Rückkehr warten; alles, was wir jetzt brauchen, ist Ihre Einwilligung zu unsrer Verlobung.

Haben Sie noch mehr Fragen an mich zu richten, deren Beantwortung Sie wünschen?“

„Durchaus keine, danke schön,“ erwiderte der General, „ich bin ganz befriedigt.“ An der Art und Weise, in der er sprach, erkannte ich, daß alle Hoffnung auf General Gores Zustimmung zu Ende sei. Während des ganzen Examens hatte ich innerlich vor Zorn gebebt — meine unwürdige Stellung und die Unfähigkeit, die an mich gerichteten Fragen befriedigend zu beantworten, ärgerten mich. Ich dachte, es sei besser, ruhmvoll zu unterliegen, erhob mich, machte eine Verbeugung und wiederholte, so gut ich es vermochte, seine eignen Worte.

„Sind Sie ganz sicher, daß Sie weiter nichts zu sagen haben, Herr General?“

„Gar nichts, mein Herr!“

„Für den Fall, daß Sie über meine Länge unterrichtet zu sein wünschen — ich bin fünf Fuß zehn Zoll hoch und hundertsechzig Pfund schwer; ich bin geimpft und, wie ich glaube, auch getauft und mein Gesundheitszustand ist ein auffallend guter. Vielleicht wollen Sie mir jetzt antworten?“

Der General pustete vor Wut. „Hätte ich Sie in der Armee, so ließe ich Sie statt der Antwort stäupen — ja Selina — ich bin ruhig, will ja ruhig sein. Nun hören Sie, Herr, ehe ich klingle, um Sie hinausführen zu lassen. Mein Mündel, Fräulein Neville, wird in einem Jahre ein Vermögen besitzen, das ihr jährlich elfhundert Pfund einbringt; sie ist von guter Familie, schön und fein gebildet. Alles, was Sie ihr dafür bieten können, sind Sie selbst. Ein junger Mann, Namens Norris, der im Begriff ist, Advokat zu werden; welcher Familie Norris er angehört, weiß niemand; Sie sagen, Sie haben einen reichen Vater, der sich bei den Gegenfüßlern oder sonst wo befinde — wenn Sie überhaupt einen Vater haben. Sie wissen nicht, wer Ihre Mutter war, und sind mittellos. Außerdem, mein Herr, beleidigen Sie mich. Meines Erachtens sind Sie ein Abenteurer, und solange ich Macht über oder Einfluß auf Fräulein Neville habe, solange wird sie Ihnen weder schreiben noch Sie sprechen. Vergnügten Abend, mein Herr!“

„Ich bin kein Abenteurer, Herr General,“ antwortete ich gelassen, denn ich wußte, daß ich im Unrecht war und diesen Sturm selbst über mein Haupt heraufbeschworen hatte. „Es wäre mir leid, wenn Sie in diesen Irrtum verfielen;

wollen Sie vielleicht an Lady Eſtmere und Lord Rothwell ſchreiben? Dieſe beiden werden Sie über dieſen Punkt aufklären. Ich bedaure, daß Claudine und ich uns gegen Ihren Willen ſehen und ſchreiben müſſen. Guten Tag!“

Er hatte nämlich geklingelt und der Diener hielt die Thür geöffnet. Ohne weitere Erörterungen entfernte ich mich. Fräulein Gore ſchüttelte traurig den Kopf, und der letzte Schein, den General Gores Brillengläſer auf mich warfen, war ſo überwältigend, daß der Sonnenſchein draußen mir daneben wie Dämmerung erſchien.

Sobald ich konnte, fuhr ich nach London zurück, von wo ich einen ausführlichen Bericht über die Begegnung an Claudine abſandte; er war halb reumütig, halb entrüſtet, aber, ſoweit er ſie betraf, ganz voll Liebe. Im ſchlimmſten Falle konnten wir ein Jahr der Trennung überdauern, obgleich ich nicht daran zweifelte, daß wir uns gelegentlich ſehen und viele Briefe wechſeln könnten.

Valentin beluſtigte ſich ſehr über mein Mißgeſchick.

„Wie froh bin ich, daß ich dies nicht durchzumachen brauchte,“ ſagte er; „wenn ich dieſe Prüfung hätte beſtehen müſſen, hätte ich ſicher Claudine als Entſchädigung behalten. Der alte Gore iſt indeſſen nicht ſo übel, wenn du ihn näher kennen lernſt; er regiert ſein Haus mit einer eiſernen Rute oder einem indiſchen Rohr. Hat er dir nicht mit dem Stock gedroht, Philipp?“

„Ganz ſo ſchlimm war es nicht.“

„Er hat Claudine ſehr lieb; ſie wird alles in das Geleiſe bringen, glaube ich. Wenn nicht, mußt du ſchon warten, bis dein geheimnisvoller Vater zurückkommt, oder bis Claudine mündig wird, dann kannſt du getroſt dem Schickſal und dem General trotzbieten. Vergiß aber über deine Liebesangelegenheiten nicht, daß wir unſre Fußreiſe übermorgen antreten werden.“

Obgleich Valentin und ich über mein Mißgeſchick ſchlechte Witze machten, obgleich Claudine einen tröſtenden Brief ſchrieb, in dem jedes Wort Liebe und Treue atmete, ſo war ich doch ärgerlich und betrübt. Meine Unwiſſenheit in betreff meiner Familienangelegenheiten wurde nachgerade unerträglich; mochte die Geſchichte meiner Angehörigen nun gut, ſchlecht oder gleichgültig ſein — ich begehrte ſie zu wiſſen. Bei näherer Ueberlegung konnte ich den General nicht einmal ſo ſehr tadeln; denn wenn ich ſelbſt nichts von meinen Angelegenheiten wußte,

konnte ich doch eigentlich auch ihm nicht zumuten, mir blindlings zu vertrauen. Und doch war ich hilflos, bis mein Vater von seiner Irrfahrt zurückkehrte!

Doch Claudine schenkte mir Vertrauen, Claudine war mir treu, und mochte der Stand, dem ich von Rechts wegen angehörte, hoch oder niedrig sein, Claudine war doch mein, und so stand das Leben, trotz dieser Unannehmlichkeiten, glänzend hell vor mir.

Und ich war nicht der einzige, der Unannehmlichkeiten zu ertragen hatte. Auch Valentin wurde trotz seines anscheinend lustigen und glücklichen Wesens ab und zu still und nachdenklich, und dann wußte ich, daß er an seine Mutter und den Makel an ihrem guten Namen dachte; denn nun hatte ich herausgefunden, daß, wenn die Einzelheiten auch den meisten Leuten unbekannt waren, doch alle wußten, daß Lady Estmere ihren Gatten seit Jahren nicht gesehen, und, mit nur wenig Ausnahmen, wurde sie von der Welt für eine Frau gehalten, die einst gefehlt hatte: jedenfalls war sie von ihrem Gatten, Sir Lawrence, verlassen worden, und somit mußte irgend etwas nicht in Ordnung sein. Und doch führte Lady Estmere ein so ruhiges, stilles, wenn auch anscheinend trauriges Leben, daß niemand, der sie kannte, wie ich sie kannte, und liebte, wie ich anfing, sie lieben zu lernen, anders von ihr denken konnte, als daß sie alle Eigenschaften besitze, die ein gutes, edles Weib nur haben kann; doch Valentin empfand die Verleumdung, die unwiderlegt geblieben war, tief und litt schmerzlich darunter. Da er annahm, daß ich die Geschichte unterdessen erfahren habe, sprach er jetzt mit mir darüber; auch er wußte von der Geschichte seiner Mutter nicht mehr als Lord Rothwell, aber er behauptete, sie sei das Opfer einer Täuschung oder eines entsetzlichen Irrtums von seiten seines Vaters geworden. Es waren seither so viele Jahre vergangen, daß er fürchtete, die Sache werde nie mehr aufgeklärt werden.

„Warum willst du nicht deinen Vater aufsuchen und hören, wie er es auffaßt?“

„Das würde ich gern thun, aber ich weiß nicht, wo er zu finden ist; niemand weiß es, seit vielen Jahren ist er verschwunden und verschollen, alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er noch am Leben ist. Rothwell hat ihn seither getroffen — irgendwo im Ausland, glaube ich — aber er hat gefunden, daß seine Einbildungen stärker seien als je, und

sagt, die Sache sei ganz hoffnungslos; ich glaube, er wird jetzt wohl in einem Irrenhause angelangt sein."

„Und was ist's mit deinem älteren Bruder?"

„Ich weiß nichts von ihm und kümmere mich nicht um ihn; er ist zwei Jahre älter als ich, und ein Bursche, der — selbst wenn alles wahr wäre — nie zu seiner Mutter kommt, muß ein Schurke sein. Ich möchte ihm niemals begegnen."

„Sieht ihn Lady Estmere nie?"

„Seit sie von meinem Vater getrennt ist, hat sie ihn nie wiedergesehen; jahrelang hat sie sich um ihn gegrämt und mir immer von dem Bruder erzählt, den ich eines Tages sehen würde; jetzt nennt sie seinen Namen nicht mehr."

„Aber sie muß doch wünschen, ihren ältesten Sohn zu sehen?"

„Ich weiß es nicht. Meine Mutter ist sehr stolz und denkt: Er hat jetzt das Mannesalter erreicht und ist sein eigner Herr. Er weiß, wo er mich finden kann, denn ich habe mich nicht verborgen gehalten und kann der Welt trotz der Verleumdung frei entgegentreten; aber er kommt nicht zu mir und somit glaubt er die Lüge, die ihm sein Vater gesagt hat. Besser wir treffen nie zusammen, als daß er sich meiner schämt."

„Es ist traurig, Valentin, sehr traurig," sagte ich bewegt und ergriff seine Hand, „du weißt, daß ich deine Mutter achte und verehre, wie du und Lord Rothwell, nicht wahr, du glaubst es mir?"

„Natürlich glaube ich es dir, Philipp. Wir könnten sonst keinen Tag länger Freunde sein, und auch Claudine würde dich von sich stoßen."

Obgleich Valentin offen mit mir über die unerklärlichen Umstände sprach, die mit dem Geschick seiner Mutter zusammenhingen, so erwähnte er doch Cheshams nie und ebensowenig die grausame Andeutung, die jener in meinem Zimmer gemacht hatte. Er fühlte, daß eine solche Lüge sogar unter seiner Verachtung stehe, und, Lady Estmere vor Augen, konnte ich darin nur mit ihm übereinstimmen, doch fürchtete ich die Art und Weise, in der sich Cheshams Rache angekündigt hatte, denn daß er den Schlag, der ihn niederschmetterte, weder vergeben noch vergessen hatte, davon war ich überzeugt. Noch immer trafen wir ihn bei den „Jungen", denn Valentin war zu stolz, um seines Feindes wegen den gewohnten Klub nicht

mehr zu besuchen. Keiner beachtete den andern, und sie trafen auch nur zwei oder dreimal zusammen, ehe wir unsre Fußreise antraten. Ich fühlte mich verpflichtet, den Mann kühl zu grüßen, denn er hätte den Mangel jedes Zeichens des Erkennens sonst dem Verdruß über meinen Verlust zugeschrieben, und ich hatte längst bemerkt, daß über meine Thorheit gesprochen wurde.

Doch all dies gehört noch nicht hierher. Valentin und ich machen uns übermorgen auf den Weg; wir gehen nach North Wales und werden uns langsam, entweder zu Fuß oder auch auf bequemere und schnellere Art nach Derbyshire begeben, denn im Norden dieser Grafschaft liegt Lord Rothwells Gut, auf dem wir nicht später als am 31. August eintreffen sollen.

Zwölftes Kapitel.

Eine verlassene Heimstätte.

Das Wetter war herrlich, als wir London verließen; wir beschlossen, uns per Bahn nach Llandudno zu begeben und von dort unsre gemächliche Reise zu Lord Rothwell anzutreten. Unsre Gewehre und das schwerere Gepäck schickten wir voraus und begnügten uns ein jeder mit einem Tornister, dem sich bei Valentin noch ein Malkasten und ein Skizzenbuch beigesellten. Er war schon früher in der Gegend gewesen, wollte aber ihre Schönheiten gern noch einmal bewundern. Wir machten uns in bester Stimmung auf den Weg, entschlossen, ganz der augenblicklichen Eingebung zu folgen, zu gehen, zu reiten, herumzuschlendern oder irgendwo zu bleiben. Valentin strahlte, sowohl äußerlich als innerlich, und ich war so glücklich, als ich es ohne Claudine sein konnte. Die Tage verflossen rasch und angenehm. Den einen Tag gingen wir zu Fuß, an andern Tagen fuhren wir; da keiner von uns ein leidenschaftlicher Fußgänger war, so schämten wir uns nicht, ein Fuhrwerk zu nehmen, wenn wir auf unsern Streifzügen eins bekommen konnten, dann warfen wir lustig unsre Tornister unter den Sitz und ließen uns behaglich nach unserm nächsten Rastort hinrütteln.

Es war am 31. August; die Zeit drängte zwar, aber da wir nicht sehr weit hatten, beschlossen wir, bei dem schönen Wetter wenigstens einen Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Für den Fall, daß wir unsre Absicht ändern sollten, rechneten wir darauf, in einem Dorfe oder auf einem Pachtgute irgend ein Fuhrwerk auftreiben zu können. Wir hatten schon beinahe die Grenze von Derbyshire erreicht; der Weg war gut, die Gegend freundlich; die Ernte war in vollem Gang und die Menschen, denen wir begegneten, sahen alle fröhlich, zufrieden und geschäftig aus. Valentin war in bester Laune; er sang während des Gehens lustige Lieder, ohne auf die Vorübergehenden oder die Schnitter zu achten, die staunend und bewundernd in ihrer Arbeit innehielten, wenn seine fröhliche Stimme ihren ungeschulten Ohren die muntersten Melodieen aus den burlesken Opern zutrug. So legten wir etwa drei und eine halbe Meile in der Stunde zurück, etwaigen Aufenthalt nicht eingerechnet; Valentin machte nämlich jeden Augenblick Halt, bald um eine Blume zu pflücken, bald um eine schöne Aussicht auf die Landschaft zu genießen. Einigemal skizzierte er auch mit flinker Hand ein ungewöhnlich hübsches Bauernkind, dem wir zufällig begegneten und dessen Begleitung, Mutter oder ältere Schwester, dann mit offnem Munde der Operation zusah. Während er zeichnete, plauderte er mit der Begleiterin des Kindes, die schließlich mit einem vergnügten, zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht weiter ging. Nie verdiente Valentin den Namen „Sonnenkind", den ich ihm gegeben hatte, mehr, als wenn er mit Leuten aus den niederen Schichten der Gesellschaft sprach. Er mußte wirklichen Anteil an ihnen nehmen, denn sonst hätte er nie all diese Fragen über ihre Familie, ihre Angehörigen, über ihr Einkommen, ihre Lebensweise und andre häusliche Dinge an sie richten können. Ich vermute, daß sie tagelang nachher von nichts anderm gesprochen haben, als von dem jungen Herrn mit lichtem Haar und Augen und mit von Edelsteinen funkelnden Händen.

So waren wir einige Stunden lang gegangen und dachten bereits daran, Rast zu machen, als wir auf eine Parkmauer stießen, die eine Seite der Straße begrenzte und uns in dieser Richtung alle Aussicht versperrte; fast eine Meile waren wir weiter gegangen und noch immer hatten wir diese Mauer zu unsrer Rechten. Für eine Mauer war sie ganz gut, aber als ständiger Gefährte war sie ziemlich einförmig; bald hatter

wir sie satt und ergingen uns in heftigen, etwas von Radikalismus durchsäuerten Reden gegen die Selbstsucht und Ungerechtigkeit der grundbesitzenden Magnaten, die solch großen Teil der Erde dem Blick des Publikums entziehen. Der Besitzer einer solchen Mauer flößte uns unbedingten Respekt ein, aber wir tadelten ihn heftig. Endlich gelangten wir an ein kleines Häuschen, das die Einförmigkeit des steinernen Hindernisses unterbrach, und wir waren begierig, das zu sehen, was die Mauer uns so lange verborgen gehalten hatte. Es war ein ganz gewöhnliches, aus Steinen errichtetes Häuschen, wie sie häufig am Eingange großer Besitzungen angetroffen werden. Ein alter Mann in Hemdärmeln grub nachlässig in dem anstoßenden Gärtchen. Valentin rief ihn an. Der alte Knabe stieß seinen Spaten in die Erde und kam zu uns ans Thor. Sein verdrießliches Gesicht erhellte sich, sobald er Valentin lächelnd vor sich stehen sah.

„Bedaure, Sie zu bemühen," sagte Valentin, „aber sagen Sie mir, wer wohnt hier?"

„Seit vielen Jahren niemand mehr," antwortete der Arbeiter.

„Die Sache wird immer schlimmer," wandte sich Valentin an mich, „auch noch einer, der im Auslande lebt! Ich werde Kommunist werden. Können wir die Besitzung besichtigen?"

„Nein, niemand darf sie betreten."

„Also ist der Besitzer nicht einmal einer jener großen Herren, die wenigstens zwölfmal im Jahre ihre Parks dem Publikum öffnen, um es darin atmen zu lassen," sagte Valentin wieder zu mir. „Aber vermutlich können wir doch hineingehen und uns ein wenig umsehen?"

„Auch nicht, soviel ich weiß," antwortete der Sohn der Arbeit.

„Ich möchte wissen, ob eine halbe Krone nicht vermöchte, Ihre Ansicht darüber zu ändern."

Der alte Bursche streckte seine Hand aus.

„Das Thor ist nicht verschlossen," sagte er, „und ich bin etwas schwerhörig. Ich werde Sie nicht aufhalten, wenn Sie hineingehen."

Valentin hatte seine Hand schon an der Klinke, aber ich hielt ihn zurück. „Ich gehe nicht gern an einen Ort, den zu besuchen ich kein Recht habe," sagte ich.

„Ich auch nicht, aber ich habe nun einmal eine un-

bezwingliche Lust, diesen Landsitz zu besichtigen. Wir wollen einmal richtige Londoner Kinder sein, denen nichts heilig ist. Es verlohnt sich doch immerhin, eine Parkmauer, die sich, nach dem zu schließen, was wir von ihr gesehen haben, einige Meilen weit hinzieht, auch von innen zu betrachten. Außerdem werfe ich mein Geld nicht gern zum Fenster hinaus und will etwas haben für meine halbe Krone. Komm!"

Damit traten wir durch das Thor und verfolgten einen Weg, der sich nach dem Hause hinschlängelte, das wir in einiger Entfernung vor uns liegen sahen.

Es war eine herrliche Besitzung, eine Besitzung, die auch in der edelsten Seele Neid erregen mußte. Morgenweit breitete sich der üppigste Rasen aus, auf dem ab und zu Gruppen von schönen alten Ulmen standen; nur Schafe weideten auf den Rasenflächen und selbst aus der weiten Entfernung, in der wir uns noch von dem großen Hause befanden, konnten wir wahrnehmen, daß die Fensterläden an demselben alle fest verschlossen waren.

„Laß uns quer über die Wiese gehen und sehen, wie weit sich der Park ausdehnt," sagte ich.

„Nein," entgegnete Valentin, „ich möchte das Haus sehen, wenn möglich von innen, jedenfalls aber von außen."

So gingen wir denn nach dem Hause zu, das aus einer weitläufigen, teilweise sehr alten Gebäudemasse bestand; offenbar war zu verschiedenen Zeiten, je nach dem Bedürfnis hinzugebaut worden. Es war ein niederer Bau mit einer langen Vorderseite, an der entlang eine Terrasse lief. Rechts erhob sich ein Turm, der zwar kaum als eine Zierde betrachtet werden konnte, aber eine herrliche Fernsicht gewähren mußte. Mit Ausnahme des Parkes, der offenbar für landwirtschaftliche Zwecke verwendet wurde, trug alles das Gepräge der Vernachlässigung, und hätte ich nicht gesehen, daß aus einem der hinteren Kamine eine dünne Rauchsäule emporstieg, so würde ich geglaubt haben, das Haus mit den Fensterläden und dem verlassenen Aussehen sei gänzlich unbewohnt.

„Wem mag das Haus gehören?" fragte ich.

„Ich kann's dir nicht sagen," lautete Valentins Antwort, „es sieht aus, als ob es sich in gerichtlicher Verwaltung befände, vermutlich das Werk eines deiner schuftigen Kollegen! Sieh nur 'mal die Marmorvasen auf der Terrasse an. Seit Jahren hat keine Blume darin geblüht."

In diesem Augenblick tauchte hinter dem Hause eine Gestalt auf, eine dunkelgekleidete Frau in mittleren Jahren, die auf uns zukam.

„Nun werden wir ja erfahren, wer der glückliche oder unglückliche Besitzer dieses Gutes ist," sagte Valentin. „Der Genius des Ortes nähert sich."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir als lästige Vergnügungsreisende hinausgewiesen werden. Indessen kann man nicht wissen, für was man uns dank deinen Ringen und deiner übrigen wundervollen Erscheinung halten wird."

„Sei ohne Sorge, Philipp. Ich sehe meinen Weg vor mir. Warte nur den Erfolg ab, ich habe so meine eigne Art mit den Leuten."

Seine Art war schlau genug. Die alte Frau kam näher, und wir sahen, daß sie keine Dame, sondern eher eine gute, biedere Haushälterin oder etwas Aehnliches war. Doch Valentin schien dies nicht zu beachten; er nahm seinen Hut ab und bat auf das liebenswürdigste um Entschuldigung für unser Eindringen, unser Weg habe hier vorüber geführt, das Thor sei offen gewesen, wir hätten unsern Vorteil wahrgenommen und seien eingetreten, um uns einen interessanten alten Familiensitz näher zu besichtigen, wir hätten dies übrigens nur gewagt, weil die verschlossenen Fensterläden die Annahme bei uns hervorgerufen hätten, daß die Familie abwesend sei. Hätten wir geahnt, daß wir eine der Damen des Hauses in ihrer Einsamkeit störten, so würde uns nichts vermocht haben 2c. 2c. Meiner Ansicht nach konnte nichts unwahrscheinlicher sein, als daß eine Dame aus einem Hause wie das, vor dem wir standen, in eigner Person erscheinen würde, um ein paar Eindringlinge hinauszujagen. Niemand wußte dies auch besser als Valentin, aber er wußte auch gerade so gut, daß der Irrtum nicht mißfallen würde und daß keine Dienerin auf Erden lebt, die nicht eine leichte Befriedigung fühlt, wenn sie für ihre Herrin gehalten wird. Doch die Dienstboten haben diese Schwäche nicht allein; ich entsinne mich, daß mir ein Kellner in einem Seebade erzählt hat, er verdiene jedes Jahr fünfzig Pfund mehr als seine Kollegen, weil er die Gewohnheit habe, alle Handlungsreisenden, Ladendiener und sonstigen jungen Leute, die ihre Sonn- und Feiertage an der See zuzubringen pflegen, je nach ihrem Alter mit „Kapitän" oder „Oberst" anzureden.

Die Dame in Schwarz ließ sich erweichen. „Dies ist

zwar ein Privatbesitz," sagte sie, „aber es steht den Herren frei, hier spazieren zu gehen, obgleich nicht viel zu sehen ist."

„Aber das Haus muß doch sehr interessant sein. Können wir es nicht sehen?"

„Unmöglich, meine Herren, es ist seit Jahren abgeschlossen und niemand darf es betreten."

„Das macht uns um so neugieriger, es zu sehen," sagte Valentin lächelnd. „Könnten Sie nicht uns zulieb eine Ausnahme machen? Wir sind Freunde von Lord Rothwell, dessen Name in dieser Gegend wohl bekannt sein wird."

Die Haushälterin knickste bei diesem Namen.

„Ja, ich kenne Seine Herrlichkeit gut; schon seit Jahren kenne ich ihn. Ist er von seinen Reisen zurückgekehrt?"

„Ja, wir werden morgen in Mirfield erwartet. Nun, wollen Sie uns das Haus zeigen?"

„Ich würde Ihnen gern den Gefallen thun, wenn ich könnte, aber meine Befehle lauten zu bestimmt. Aber bitte, spazieren Sie durch den Park und die Gärten; sie waren einst sehr schön, als sie noch gut im Stande gehalten wurden, aber jetzt ist nicht viel daran zu sehen."

Valentin versuchte noch weitere Ueberredungskünste, aber die Hüterin des verlassenen Schlosses war unerbittlich. Als er sah, daß alle seine Anstrengungen vergebens waren, lachte er fröhlich.

„Dann müssen wir uns schon mit der Außenseite begnügen, Madame. Wem sagten Sie, daß dieser Landsitz gehöre?"

„Es ist die Besitzung von Sir Lawrence Estmere," antwortete die Haushälterin würdevoll.

Ich blickte Valentin an; er war leichenblaß geworden und zeigte eine solche Gemütsbewegung, daß ich mich beeilte, Fragen auf Fragen an die schwarze Dame zu richten, um ihre Aufmerksamkeit von meinem Freunde abzulenken.

„Lebt Sir Lawrence hier?" fragte ich.

„Er ist seit vielen Jahren nicht mehr hier gewesen."

„Wie sonderbar! Und es ist ein so schöner Aufenthalt. Vermutlich hält er sich lieber auf Reisen auf."

„So wird es wohl sein."

„Ist er noch ein junger Mann?"

„Ein Mann von mittleren Jahren; er wird jetzt etwa fünfzig sein."

Valentin hatte seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen,

und nahm sein lebhaftes Wesen von vorher wieder einigermaßen an; er ergriff meinen Arm und sagte: „Wir wollen ein wenig herumgehen, Philipp. Besten Dank für die freundliche Erlaubnis, Frau —“

„Ich heiße Payne, mein Herr,“ sagte die Haushälterin, als sie bemerkte, daß er diese Mitteilung zu erwarten schien.

„Ich weiß gern, wie die Leute heißen, mit denen ich rede,“ erwiderte er. „Also besten Dank, Frau Payne, wir wollen durch den Park gehen. Vielleicht sehen wir Sie noch einmal, ehe wir gehen?“

„Gewiß, meine Herren,“ antwortete Frau Payne, vielleicht mit einer leisen Hoffnung auf unsre Dankbarkeit im Herzen.

Valentin schwieg, bis wir eine kleine Entfernung zwischen uns und das Haus gebracht hatten und Frau Paynes dunkle Gestalt hinter demselben verschwunden war. Dann wandte er sich zu mir und sagte in bitterem Ton: „Kein Wunder, daß ich ein solches Verlangen fühlte, diesen Ort zu sehen, Philipp. Dies ist Estmere-Court, das meine Mutter vor etwa fünfundzwanzig Jahren als schönes, junges Mädchen betrat, vor dem sich die Aussicht auf ein glückliches Leben eröffnete. Dies ist das Haus, das mein Vater um eines verächtlichen Zweifels willen verließ, der in seinem Kopf überhand genommen hatte. Seither hat er sie nicht wieder gesehen. Philipp, es ist hart, sehr hart, wenn man als völlig Fremder sein rechtmäßiges Vaterhaus betreten muß. Ach, wenn ich die Wahrheit, den Grund von all dem Elend herausbringen und meiner Mutter in den Augen meines Vaters zu ihrer Rechtfertigung verhelfen könnte! Wenn ich auch nur herauszubringen vermöchte, warum er je an ihr gezweifelt hat! Wie sonderbar ist der Gedanke, daß, wenn Sir Lawrence und ich hier an diesem Ort zusammenträfen, wir ebensowenig wüßten, daß wir Vater und Sohn sind, als ich gewußt habe, daß dies sein und von Rechts wegen auch mein Haus ist. Er muß wahnsinnig sein, Philipp!“

„Hast du schon einmal versucht, ihn aufzufinden, mit ihm zu reden und ihm seinen Irrtum nachzuweisen?“

„Nie — vor zwei Jahren hatte ich mir geschworen, es zu thun. Ich ging zu Rothwell, dem einzigen Menschen, der mir etwas über seinen Aufenthalt hätte sagen können; er wußte, warum ich denselben zu wissen wünschte, und verweigerte mir doch jede Auskunft darüber. Ich drängte ihn um eine Erklärung für seine Weigerung, und da er mir diese

endlich gab, fühlte ich, daß ich meinen Vater haßte, und sehnte mich wenig mehr danach, mit ihm zusammenzutreffen."

„Welche Gründe gab er an?"

„Du bist der einzige Mensch, Philipp, dem ich dieselben wiederholen kann, und auch dir nur, weil du an die Unschuld meiner Mutter glaubst. Lord Rothwell sagte mir, daß Sir Lawrence Estmere mich ohne jeden Zweifel verleugnen, mich von sich stoßen, mich verfluchen und fortjagen würde, kurz, daß er das sagen würde, was der Schurke Chesham in jener Nacht in deinem Zimmer angedeutet hat."

Wir waren bis zu einer Baumgruppe gelangt, die uns vor allen Blicken verbarg; ich ergriff Valentins Hand und drückte sie, er erwiderte meinen Händedruck.

„Es ist alles eitel Lüge, die jener Teufel ausgeheckt und dazu benutzt hat, zwei, vielleicht auch drei der edelsten Menschen elend zu machen. Du mußt nämlich wissen, Philipp, daß ich von meinem Vater gehört habe. Manchmal spricht meine Mutter mit mir von ihm und auch Lord Rothwell hat mir schon mancherlei erzählt. Er war ein junger Mann, ehe sich diese erbärmliche Verleumdung in seinem Kopf Eingang verschafft und ihn verwirrt hat; einer der edelsten Männer seiner Zeit, irrt er jetzt als ruheloser Wanderer über die Erde und das Leben meiner Mutter ist eitel Schande und Kummer gewesen. Ach, Philipp! Das beste und liebevollste Gebet, das ich für meinen Vater gen Himmel schicken kann, ist, daß er nie die Wahrheit erfahren möge."

„Hört deine Mutter, wenn auch indirekt, je etwas von ihm? Sind keine Geldangelegenheiten zwischen ihnen zu erledigen?"

„Geld von ihm? Nein. Meine Mutter wäre lieber Hungers gestorben, ehe sie einen Pfennig von ihm angenommen hätte, von dem Gatten, der glauben konnte, daß sie ihn hintergangen habe. Natürlich hat er ihr Geld angeboten, aber sie hat es mit Verachtung zurückgewiesen. Sie besaß ihr eignes Vermögen, das ihr zugesichert worden war, und hatte somit nicht nötig — wenn sie dies je hätte thun können — sich so weit herabzulassen, von Sir Lawrence Estmere Geld anzunehmen."

Schweigend schritten wir weiter und blieben nur von Zeit zu Zeit stehen, um einen Blick auf die stattliche Ausdehnung des Parkes zu werfen. Wenn man von dem Park auf Sir Lawrence Estmeres Vermögen schließen durfte, so

mußte er ein reicher Mann sein. Ich bemitleidete Valentin von ganzem Herzen und sann darüber nach, wie es mir wohl unter ähnlichen Umständen zu Mute sein würde — ein Fremdling in meines Vaters Hause und von diesem verleugnet und verstoßen.

„Und dies," sagte Valentin mit beißendem Hohn, „dies alles wird einst das Eigentum meines Bruders sein, dieses Schurken von einem Bruder, den ich nie gesehen habe, der nie seine Mutter aufgesucht oder ihr geschrieben hat. Er braucht doch wenigstens nicht über seine Abstammung im Zweifel zu sein," fügte er bitter hinzu.

Nachdem wir den Park durchwandert hatten, traten wir in die vernachlässigten Gärten. Da gab es Vasen, in denen seit Jahren keine Blumen gewachsen waren; Moos und Flechten überwucherten und verhüllten das, was einst weißer Marmor gewesen; auch Springbrunnen, deren Wasser nicht sprangen, und Fischteiche ohne Fische fehlten nicht. Es war für jedermann ein trauriger, wehmütiger Anblick, doppelt so aber für jemand, der den Grund dieser Vernachlässigung und dieses Verfalls kannte. Wir betrachteten uns das Haus von allen Seiten.

„Ich muß — ich will es sehen," sagte Valentin. „Komm, wir wollen Frau Payne noch einmal aufsuchen und einen neuen Versuch machen; sie sah wie eine gutmütige Frau aus."

Frau Payne, die offenbar nach uns Ausschau gehalten hatte, erschien wieder: wir lobten den Park und beklagten mit ihr den traurigen Zustand, in dem sich die Gärten befanden. Wieder und wieder kamen wir auf unser Gesuch zurück, das Haus besichtigen zu dürfen. Valentin bat und schmeichelte und machte höchst kunstvollen Gebrauch von Lord Rothwells Namen, weil er aus verschiedenen Bemerkungen von ihr schloß, daß dieser hoch in Achtung bei ihr stehe. Ich machte einige zarte Andeutungen auf etwaige pekuniäre Vorteile, die ihr daraus erwachsen könnten, und sofort konnten wir leise Anzeichen von Nachgiebigkeit wahrnehmen.

„Ich glaube nicht, daß ich es thun darf," meinte sie zweifelnd; „Sie müssen wissen, mein Mann ist auf den Flatchamer Markt gegangen und er würde sehr böse sein, wenn er es erführe!"

„Aber wir wollen ja nur durch die Zimmer gehen, Frau Payne."

„Es ist wirklich nichts zu sehen, meine Herren; die Möbel sind alle zugedeckt, das Porzellan und aller Zimmerschmuck eingeschlossen. Auch glaube ich nicht einmal, daß ich im stande wäre, die Fensterläden zu öffnen, um Licht hereinzulassen."

„Oh, die Fensterläden wollen wir schon aufmachen," sagte Valentin. „Nun kommen Sie, Frau Payne, seien Sie eine gute Frau, dann schicke ich Ihnen auch ein schwarzseidenes Kleid aus London und gebe Ihnen einen Kuß, ehe wir gehen, vorausgesetzt, daß Ihr Mann bis dahin noch nicht vom Markt zurückgekommen ist."

„Das wäre noch schöner," sagte Frau Payne lachend, „seit Jahren hat niemand mehr etwas Aehnliches zu mir gesagt. Sie sind der beharrlichste junge Herr, den ich je gesehen habe."

„Das bin ich auch, ich bin dafür bekannt, Frau Payne, und setze meinen Kopf immer durch. Kommen Sie, zeigen Sie uns den Weg; vermutlich durch die Hinterthür? Es ist mir gerade, als ob Sie eine alte Bekannte von mir wären, Frau Payne. Wenn wir das Haus besichtigt haben, müssen Sie uns auch noch eine Tasse Thee geben. Vorwärts also! Es ist abgemacht; ein schwarzseidenes Kleid auf jeden Fall, einen Kuß, wenn Sie ihn wollen."

Frau Payne war besiegt; sie zeigte uns den Weg nach der Rückseite des Hauses und wir folgten ihr über einen Hof, der zu den Wohnungen der Dienerschaft führte; dann öffnete sie eine schwere, eisenbeschlagene Thür, und Valentin Estmere stand innerhalb der vier Mauern, oder genauer gesagt, der Küche seiner Ahnen.

Ein trauriger Eintritt für das Kind des Hauses!

Durch dunkle Gänge, die verworren und endlos zu sein schienen, folgten wir unsrer Führerin, an Thüren vorüber, die seit Jahren nicht geöffnet worden waren; unsre Fußtritte hallten schaurig durch das stille Haus, dann traten wir durch eine Thür, vor der ein verblichener wollener Vorhang hing, in die große Halle von Estmere Court. Während wir hinter Frau Payne hergingen, flüsterte Valentin mir zu: „Suche herauszufinden, ob sie schon lange in der Familie ist; ich will schon irgend eine Ausrede vorbringen und sagen, ich wollte ausruhen oder sonst etwas Aehnliches. Dann sprich allein mit ihr und bringe in Erfahrung, was du irgend kannst. Dieser Besuch hier kann eine Schicksalsfügung sein, Philipp."

Die Halle war ein trübseliger, großer Raum mit einem Mosaikfußboden; das Getäfel bestand aus dunklem, geschnitztem Eichenholz, das in dem Dämmerlicht einen trüben, schweren Eindruck machte. Hochlehnige Stühle, die in ihren unförmigen weißen Bezügen gespensterhaft aussahen, waren um einen eichnen Tisch von riesigem Umfang geordnet, der in der Mitte des Gemachs stand. Verschiedene Thüren führten von der Halle aus in die einzelnen Zimmer; im Hintergrunde befand sich die Haupttreppe. Frau Payne hatte sich in unser Eindringen ergeben und das Wesen eines regelrechten Führers angenommen.

„Dies, meine Herren, ist das große Empfangszimmer," sagte sie beinahe feierlich, während sie eine Thür aufstieß und mutig in die dunkle Höhle trat, die sich vor uns eröffnete. Wir hörten, wie sie sich mit einem widerspenstigen Riegel abmühte, dann fiel ein Querholz, einer der schweren Läden fuhr mit lautem Krach zurück, und es ward Licht.

Das Empfangszimmer war ein luftiges, vornehmes Gemach, aber die Einrichtung war, wie alles übrige, mit unscheinbaren Ueberzügen verhüllt und die auf ähnliche Weise verwahrten Kronleuchter hingen wie riesige Zwiebeln von der Decke herab; der Teppich lag aufgerollt in einem Winkel; unsre Führerin hatte recht gehabt mit ihrer Warnung, es gab wenig zu sehen in Estmere Court. Frau Payne entschleierte uns zuliebe die Schönheiten zweier guter alter Kabinettsstücke und enthüllte sogar zum Teil einen Stuhl, damit wir uns wenigstens einen Begriff von seinen und seiner Gefährten verborgenen Reizen machen könnten. Wenn das Gemach wirklich, wie unsre Führerin versicherte, seit mehr als zwanzig Jahren nicht bewohnt worden war, so konnte man sich über den modrigen, dumpfigen, ungesunden Geruch darin nicht wundern.

Wie in dem Empfangszimmer, so war es auch in dem Speise- und Billardzimmer und in der Bibliothek, nur mit dem Unterschiede, daß ich mich in der letzteren, als ich die grabtuchartigen Verhüllungen aufhob, von welchen die großen eichnen Bücherschränke von unten bis oben bedeckt waren, überzeugte, daß die Büchersammlung seltene und wertvolle Werke enthielt.

Der Speisesaal und die Bildergalerie bargen manches schöne Kunstwerk, und natürlich auch die Bildnisse von Valentins Vorfahren, hübsche, dunkeläugige Männer und blonde

und brünette Frauen. Bei diesen verweilten wir länger, lasen die Namen an den Rahmen oder hörten, was unsre schätzbare Führerin uns über dieselben zu erzählen hatte. Ich, der ich von meiner eignen Abstammung gar nichts wußte, fühlte eine Art Neid, als ich der Geschichte der Ahnen meines Freundes lauschte; aber alle Vorfahren können einem Manne nichts nutzen, solange der letzte und unmittelbarste derselben ihn verleugnet. Valentin schritt mechanisch aus einem Zimmer ins andre; er sprach wenig, und wenn er über irgend eine von Frau Paynes Bemerkungen lachte, so klang sein Lachen hart und gezwungen. Als er alle Bilder betrachtet hatte, sagte er: „Ist kein Bild von Sir Lawrence Estmere — ich meine den jetzigen — vorhanden?“

„Nein, mein Herr, unter den Bildern hier befindet sich keins von ihm.“

„Aber es muß doch irgendwo im Hause eins vorhanden sein. Lassen Sie es mich sehen.“

Er sagte dies so herrisch, daß die gute Frau ihn erstaunt und verdrießlich ansah.

„Natürlich ist ein Bild vorhanden — Sir Lawrence und Lady Estmere. Millais hat es kurz nach ihrer Verheiratung gemalt.“

„Wo ist es? Zeigen Sie es mir sofort.“

„Sie können es nicht sehen,“ entgegnete Frau Payne kühl.

„Frau Payne,“ sagte Valentin, „merken Sie wohl auf. Ich gebe Ihnen fünfzig Pfund — ich spaße nicht — fünfzig Pfund, wenn Sie mich jenes Bild von Millais sehen lassen. Sie glauben mir nicht? Philipp, wie viel Geld hast du bei dir?“

Ich gab ihm mein Taschenbuch, aus dem er dreißig Pfundnoten nahm, zu denen er noch zwanzig Pfund aus seiner eignen Tasche legte.

„Hier, Frau Payne, zeigen Sie mir das Bild und ich gebe Ihnen all dies Geld — es ist eine große Summe für eine solche Kleinigkeit, doch darauf kommt es jetzt nicht an.“

Ihr Gesicht glühte; für eine Frau in ihrer Stellung war es eine große Summe Geldes.

„Ich kann es nicht verdienen, mein Herr,“ sagte sie sorgenvoll. „Ich wollte, daß ich es könnte.“

„Sie sollen mich nur fünf Minuten lang ein Bild betrachten lassen.“

„Ich weiß es, aber ich kann nicht zu ihm gelangen.“

„Wo ist es denn? Doch vermutlich hier im Hause?"

„In einem diebessicheren Zimmer."

„Wie kommt das Bild dorthin?"

„Als Sir Lawrence das Haus verließ, befahl er, das Bild herabzunehmen; erst sagte er, es solle verbrannt werden, dann änderte er seine Ansicht und befahl, es in jenem Raum unterzubringen. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß Sir Lawrence das Haus wegen eines Mißverständnisses zwischen ihm und Mylady verlassen hat. Deshalb wurde das Bild von seinem Platz genommen und weggeschlossen."

Valentin sah, daß die Sache aussichtslos war, und steckte das Geld wieder ein.

„Wer hat den Schlüssel?" fragte er.

„Sir Lawrence, vermute ich; ich habe nie etwas darüber gehört. Aber warum wollen Sie es denn durchaus sehen?" antwortete sie beinahe argwöhnisch.

„Fragen Sie mich nicht, seien Sie eine liebe, gute Frau. Vielleicht werden Sie es noch einmal erfahren!"

„Wenn Sie ein Bild von Mylady sehen wollen, kann ich Ihnen eine kleine Zeichnung zeigen — Mylady mit den Kindern."

„Ja, bitte, lassen Sie es uns sehen!" rief Valentin lebhaft.

Frau Payne verließ uns einen Augenblick und kam dann mit einer kleinen eingerahmten Zeichnung zurück.

„Ich glaube, Sir Lawrence hat es vergessen," sagte sie, als sie den Staub von dem Glase wischte. Es war nur eine Skizze, aber von einem Meister, wahrscheinlich von Millais, gemacht; vielleicht war es eine Studie für das größere Werk. Es war nur Lady Estmere als mädchenhafte junge Frau. Gerade so hatte ich mir gedacht, daß sie ausgesehen haben müsse! Glänzendes, goldnes Haar und ein Ausdruck von Freude und Lebensglück in ihrem ganzen Wesen. Wer, der nicht wahnsinnig war, konnte sie auch nur in Gedanken mit einer Sünde in Verbindung bringen? Sie hielt ein kleines Kind im Arm und ein dunkeläugiger, dickbackiger Knabe lehnte an ihrem Knie. Ein bitteres Lächeln spielte um Valentins Mund, als er mit seinem juwelengeschmückten Finger auf das Kind in ihren Armen deutete — auf sich selbst.

Lange und aufmerksam betrachteten wir beide diese Skizze, machten aber keine Bemerkung darüber; Sir Lawrences Bild hatten wir sehen wollen. Frau Payne schien überrascht, daß

das Bildchen so wenig Interesse bei uns erregte. Als wir es ihr zurückgaben, legte sie es auf einen Tisch und sagte: „Es waren zwei schöne Jungen. Es soll mich wundern wann ich den einen oder den andern einmal wiedersehen werde."

„Stehen Sie schon lange in Sir Lawrences Diensten?" fragte Valentin.

„Ich trat als vierzehnjähriges Mädchen ein, das ist schon lange her," antwortete die Haushälterin mit dem gewöhnlichen Seufzer über die Flüchtigkeit der Zeit.

Valentin zog mich beiseite, um mir ein Bild zu zeigen. „Sie muß alles wissen," flüsterte er, „bleibe allein mit ihr und frage sie. Ich traue mir's nicht zu."

„Möchten Sie vielleicht auch die oberen Zimmer und den Turm sehen?" fragte Frau Payne. „Sie können jetzt ebensogut alles sehen."

„Ich mache mir nicht viel daraus," erwiderte Valentin, „aber ich glaube, mein Freund wird es gern wollen. Ich will hier bleiben und ausruhen — ich bin etwas müde."

Die gute Frau machte ein unschlüssiges Gesicht.

„Ich werde nichts stehlen, obgleich ich vorhin durchaus in das diebessichere Zimmer gewollt habe. Du möchtest doch gern hinauf gehen, Philipp?"

„Sehr gern," entgegnete ich, „wenn Frau Payne dich vertrauensvoll hier lassen will."

„Ich will diese beiden Niederländer studieren und die Bilder noch einmal betrachten. Ich bin selbst Künstler, müssen Sie wissen, Frau Payne!"

„Wirklich? Ich habe mir doch gleich gedacht, daß Sie etwas derartiges sein müßten." Ohne Zweifel schrieb sie Valentins excentrisches Wesen nur dem Umstand zu, daß er ein Künstler war, und dachte, sie könnte es wagen, ihn allein zu lassen. „Wollen Sie mir gefälligst folgen?" sagte sie, und dann stiegen wir miteinander die große Treppe hinauf, die in den ersten Stock führte, wo sich die Schlafzimmer befanden.

Dreizehntes Kapitel.

Trotz guter oder übler Nachrede.

Es war nicht viel in den oberen Gemächern von Estmere Court, was die Aufmerksamkeit hätte auf sich lenken können; ausgenommen die schöne Aussicht auf den Park und die Gegend, war nichts von Interesse, trotzdem verweilte ich länger in diesen Räumen, weil ich aus Frau Payne so viel wie möglich herausbringen wollte. Es war dies mein erster Versuch von einem Kreuzverhöre.

„Sir Lawrence lebt von seiner Gemahlin getrennt, sagten Sie nicht so?“ begann ich.

„Ja.“

„Lady Estmere muß sehr schön gewesen sein, als jenes Bild von ihr gemacht wurde. Haben Sie sie je gesehen?“

„Ich stand schon im Dienst bei Sir Lawrence, als er sich verheiratete, da habe ich sie natürlich gesehen.“

„Wer trug denn die Schuld an dem unseligen Zwist?“

Sie warf die Lippen verächtlich auf. „Sie sind für einen Fremden sehr neugierig, mein Herr. Alte Dienstboten pflegen über die Angelegenheiten ihrer Herrschaft keine Ansicht zu äußern.“

„Ganz schön,“ sagte ich darauf, „aber seit ich das Bild von Lady Estmere und ihren Kindern gesehen habe, nehme ich lebhaften Anteil an denselben; außerdem habe ich auch Lord Rothwell von ihnen sprechen hören.“

„Dann wäre es besser, Sie würden sich von Seiner Herrlichkeit alles sagen lassen, was Sie zu wissen wünschen. Wünschen Sie in den Turm hinaufzugehen oder sollen wir zu dem jungen Herrn, Ihrem Freund, zurückkehren?“

„Einen Augenblick, Frau Payne. Lord Rothwell kann nicht alles wissen, was Sie wissen; deshalb möchte ich gern, daß Sie mir alles darüber erzählen.“

„Das kann Sie alles nicht kümmern, mein Herr, hier geht es nach unten.“

Frau Payne war unerschütterlich; so beschloß ich, einen Handstreich zu wagen.

„Hatten Sie Lady Estmere gern?“ fragte ich.

„Jedermann hatte Lady Estmere lieb; sie war die gütigste und beste Herrin.“

„Dann will ich Ihnen, um meine Fragen zu erklären, sagen, daß sie mir eine teure Freundin ist; noch vor wenigen Tagen habe ich sie in London gesehen."

Frau Payne betrachtete mich mit mehr Interesse, als sie mir bisher gezeigt hatte.

„Wirklich? Und wie geht es Mylady? — wie sieht sie aus?"

„Sie muß sich sehr verändert haben seither, aber sie ist noch immer schön. Ihr Haar ist so weiß wie Schnee."

„Die arme Frau! Wollen Sie ihr meine Empfehlungen melden, wenn Sie sie wiedersehen? Hanna Jones hieß ich damals noch; unter diesem Namen wird sie sich meiner erinnern."

„Gewiß will ich dies. Und wollen Sie mir jetzt etwas von ihr und Sir Lawrence erzählen, Frau Payne?"

„Da ist nicht viel zu erzählen."

„Der Herr unten ist ihr jüngster Sohn — Sie sehen also, daß ich nicht bloß aus müßiger Neugier frage."

„Oh, das ist Herr Valentin? Kein Wunder, daß er so dringend das Bild von Sir Lawrence zu sehen verlangte! Armer junger Herr! Arme Lady Estmere! Wenn sie gesündigt hat, so hat sie auch dafür gebüßt!"

„Aber hat sie denn gesündigt, Frau Payne? War nicht alles nur ein unglückliches Mißverständnis?"

Frau Payne schüttelte traurig den Kopf.

„Sagen Sie mir alles, was Sie wissen," drängte ich. „Alle, die Lady Estmere näher stehen, können die Verleumdung nicht glauben. Sie, die Sie um jene Zeit bei ihr waren, werden sagen können, woran die Schuld lag."

„Man soll vergessene Dinge nicht wieder aufrühren," sagte Frau Payne traurig.

„Nein, lassen Sie uns die Wahrheit ein für allemal wissen. Sie haben sie geliebt, erzählen Sie es mir um ihres Sohnes willen, berichten Sie alle Thatsachen ganz genau."

„Ich möchte es doch lieber nicht thun."

„Sagen Sie mir alles, Gutes oder Schlechtes; wir müssen alles wissen, wie könnten wir denn sonst beweisen, daß es eine Lüge ist? Wer waren denn die bösen Zungen, die Sir Lawrences Herz vergiftet haben?"

„Ach, es war nicht das, was die Leute sagten; bis zu jenem Augenblick hat nie jemand auch nur ein Wort gegen sie gesagt. Es war das, was Sir Lawrence selbst gesehen

hat. Auch wenn man ihm etwas hätte zutragen wollen, würde er nie darauf gehört haben, dazu war er viel zu edel. Ach, wie konnte sie, wie konnte sie das thun! Ich würde es nie geglaubt haben, aber er hat es selbst gesehen."

Frau Payne fing an bitterlich zu weinen.

„Er glaubte, etwas zu sehen, was seinen Verdacht erregte, das wollen Sie doch wohl sagen, Frau Payne."

„Nein, er hat es gesehen, und ich habe es auch gesehen. Ach, warum bin ich dort gewesen! Wäre ich in jener Nacht nicht dort gewesen, so könnte ich noch heute wie Sie glauben, Mylady sei eine Frau, der ein grausames Unrecht zugefügt worden sei. Hätte er es nicht auch gesehen, so hätte ich glauben können, ich habe geträumt. Aber wir konnten es doch nicht beide geträumt haben."

Sie war so ergriffen, daß ich sie bat, sich zu setzen.

„Sie haben mir zu viel gesagt, um mir nicht alles zu sagen," bat ich. „Sammeln Sie sich erst und dann erzählen Sie mir alles, was sich begeben hat."

„Das will ich thun. Aber beurteilen Sie sie nicht zu hart — vielleicht hat sie nichts Böses dabei gedacht. Sie hatten sich früher geliebt, glaube ich, vielleicht liebte sie ihn noch, dachte aber nie daran, gegen Sir Lawrence ein Unrecht zu begehen. Aber Sir Lawrence war ein stolzer Mann, ein strenger Mann und konnte eine Täuschung nie vergeben."

In dieser Weise schweifte sie noch eine Weile lang ab, ich sagte nichts, sondern wartete, bis sie den Faden der Geschichte wieder aufnahm. Ich war sehr betrübt, denn es lag auf der Hand, daß Frau Payne an Lady Estmeres Schuld glaubte. Wollte indessen mein Glaube einen Augenblick wankend werden, so stieg ihr liebliches, feines Antlitz mit den traurigen, treuen Augen vor mir auf, und ich ward wieder fest.

„Ach, es war schrecklich; der Tod wäre nichts dagegen gewesen. Bis zu meiner letzten Stunde werde ich nicht vergessen, wie Sir Lawrence aussah, als er entdeckte, daß ihm das Weib, das er liebte, untreu war. Doch ich muß Ihnen erzählen, wie alles gekommen ist, sonst verstehen Sie mich nicht. Um jene Zeit hielten sie sich in Dower House auf, einem kleinen Gute, das Sir Lawrence gehört und etwa zwanzig Meilen von hier entfernt ist. Es ist ein hübsches kleines Haus, eigentlich nur ein Landhäuschen im Vergleich zu diesem hier, aber sie hatten einander so lieb, daß ich glaube, sie lebten lieber dort als in Estmere Court. Dort

waren sie fast immer allein, während hier meistens ein ständiges Kommen und Gehen von Besuchern war. Auch hielten die Herrschaften die Luft in Dower House für zuträglicher für die Kinder als die in Estmere Court, deshalb blieben sie wochenlang miteinander dort. Lawrence, der Erbe, war etwa drei Jahre alt und Valentin wurde noch getragen. Ich war damals zweites Kindermädchen und noch ziemlich leichtsinnig und unbesonnen, aber ich hatte Mylady und die Kinder sehr lieb. Ein Vetter von Lady Estmere war häufig zu Besuch, sowohl im großen als auch im kleinen Hause; er war ein hübscher Mann und diente in der Armee. Man sagte, er sei früher einmal mit Lady Estmere verlobt gewesen."

„Das war Chesham, nicht wahr?"

„Ja, Herr, Chesham hieß er; er konnte sich wohl liebenswürdig machen, wenn es ihm gerade paßte, aber er war ein schlechter Mann. Dienstboten pflegen den wahren Charakter der Menschen häufig weit eher herauszufinden als ihre Herrschaften, und wir alle wußten, daß er ein schlechter Mensch sei. Sir Lawrence und Lady Estmere gegenüber war er so freundlich und süß als möglich, aber ich selbst habe gesehen, wie er sie mit teuflischen Blicken, die Zähne aufeinander gebissen, beobachtete. Er muß ein angenehmer Gesellschafter gewesen sein, denn er war oft bei ihnen und befand sich damals auch in Dower House. Eines Tages mußte sich Sir Lawrence in Geschäften nach Estmere Court begeben; er ritt morgens fort, wollte dort schlafen und am andern Tage zurückkommen. Die Kinder wurden heruntergebracht, um ihm lebewohl zu sagen und ihn fortreiten zu sehen; er küßte sie und Lady Estmere und ritt hinweg, ein so stolzer und stattlicher Edelmann, als je einer zu Pferde gesessen hat.

„Ich schäme mich fast, es Ihnen zu sagen, aber junge Leute sind immer junge Leute; da war nämlich auch ein junger Mann — er ist seit etlichen zwanzig Jahren mein Gatte — der mir damals den Hof machte. Er wohnte in einem kleinen Hause auf dem Gut, das sein Vater für Sir Lawrence bewirtschaftete. In jener Nacht hatte ich versprochen, im Garten mit ihm zusammenzukommen, falls ich es irgendwie ermöglichen könnte, deshalb stahl ich mich nach halb elf Uhr hinweg. Die Kinder waren eingeschlafen und Lady Estmere war in ihr Zimmer gegangen, das nach vorn lag und an das sich Sir Lawrences Ankleidezimmer unmittelbar anschloß. Ein zu beiden Seiten mit Strauchwerk eingefaßter Fahrweg

führte zum Hause; die Ställe befanden sich in einiger Entfernung. Ich traf also mit John zusammen und plauderte eine halbe Stunde mit ihm, dann entfernte er sich, doch ging er nicht den Fahrweg, sondern schlug einen kürzeren Weg nach Hause ein, der seitwärts an dem Garten hinführte. Nachdem ich ihm das Geleite gegeben hatte, kam ich zurück; ich war schon fast vor dem Hause angelangt, als ich die Schritte eines Mannes vernahm, der den Fahrweg herunterkam. Da ich fürchtete, es sei Kapitän Chesham, verbarg ich mich im Gebüsch, bis er vorbei war, aber es war nicht der Kapitän, es war Sir Lawrence, der zurückgekommen war, statt in Estmere Court zu übernachten; er mußte sein Pferd im Stall abgegeben haben und nun zu Fuß von dort kommen. Der Mond schien hell, so daß ich ihn ganz deutlich sehen konnte. Da ich fürchtete, erwischt zu werden, warf ich einen Blick auf das Haus, um zu sehen, ob ich noch ungefährdet hineinlaufen könnte, ehe er an mir vorbeikommen mußte. In Sir Lawrences Ankleidezimmer brannte ein Licht, der Vorhang war weggezogen und in voller Beleuchtung, von außen für jedermann sichtbar, standen Lady Estmere und Kapitän Chesham. Ach, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich es ja niemals geglaubt haben!"

Frau Payne schluchzte; ich schwieg; diese direkte und so widerwillig gegebene Aussage verwirrte mich vollständig.

„Sie barg ihr Antlitz an seiner Schulter und kehrte dem Fenster den Rücken zu — ihre Arme waren um seinen Hals, seine Arme um sie geschlungen, während er sie auf die Stirn küßte. Ich hätte gerufen, um sie zu warnen, aber einen Augenblick war ich wie meiner Sinne beraubt, und dann war es zu spät. Sir Lawrence ging an mir vorüber und sah, was ich gesehen hatte. Ach, möchte ich nie wieder ein Gesicht sich so verändern sehen, wie das seinige in diesem Augenblick! Alles Leben und alle Freude entschwanden daraus, es sah aus wie aus Stein gemeißelt und seine Augen blickten schrecklich; fünf Minuten blieb er stehen und beobachtete sie. Hätte der Schurke Chesham einen Blick nach dieser Richtung geworfen, so hätte er ihn sehen müssen, denn seine große Gestalt stand im vollen Mondlicht und warf einen dunklen Schatten auf den weißen Weg. Ja, er mag wohl fünf oder zehn Minuten nach dem erleuchteten Zimmer und den Menschen darin geblickt haben. Dann verließ Lady Estmere den schlechten Kerl, ich sah, wie dieser das Licht in die Hand nahm, und

im nächsten Augenblick war das Zimmer dunkel geworden; doch außerhalb des Hauses war es so hell wie am Tage und einige Schritte von mir stand Sir Lawrence starr und steif wie eine Bildsäule."

„Oh, Frau Payne," sagte ich heftig, „Sie müssen sich getäuscht haben, es war eine Dienerin, aber nicht Lady Estmere!"

„Ich wollte, ich könnte dies glauben, aber es war sie selbst; ihr herrliches goldnes Haar floß über ihren Rücken herab und sie hatte das Kleid an, das sie an jenem Abend bei Tisch getragen hatte. Sie hatte stets ihre eigne Art, sich in besondre Farben zu kleiden. An jenem Tag hatte ich gehört, daß Kapitän Chesham sie bat, am Abend jenes Kleid zu tragen, das er, wie er sagte, bewunderte. Dabei hatte ich nichts gefunden, sie waren ja miteinander verwandt und alte Freunde."

Dies alles war sehr traurig und entmutigend; aber dann dachte ich wieder an Lady Estmere, so wie ich sie kannte, und Claudines Worte: „Trotz guter oder übler Nachrede" kamen mir wieder in den Sinn. Auf jeden Fall mußte ich alles hören, was Frau Payne zu sagen hatte.

„Was that Sir Lawrence dann?"

„Endlich schien wieder Leben in ihn zu kommen, denn er stieß einen hoffnungslosen Seufzer aus und seine Augen funkelten; er stürzte vorwärts, und ich fürchtete schon, daß ein Mord die Ereignisse dieser Nacht beschließen würde, doch er schien sich zurückzuhalten und zu bezwingen, und ging wenigstens eine halbe Stunde vor dem Hause auf und ab. Ich konnte keinen Blick von seinem Gesicht verwenden."

„Und dann?"

„Dann ging die Thüre auf, der Kapitän kam heraus und blieb mit einer brennenden Cigarre im Munde auf der Schwelle stehen. Ich dachte, ja ich hoffte beinahe, Sir Lawrence werde ihn töten, aber er ging nur auf ihn zu und blickte ihm ins Gesicht — ich glaube, vornehme Herren springen einander nicht so schnell an den Hals wie geringe Leute.

„‚Was, Estmere, schon wieder zurück?' sagte der Kapitän.

„‚Schurke, vollendeter Schurke du!' entgegnete Sir Lawrence. Wieder hoffte ich, er werde ihn totschlagen — ich würde es gethan haben, aber er that es nicht. Wahrscheinlich können sich vornehme Herren gut beherrschen, vielleicht liegt das im Blute."

Sie machte eine Pause, wahrscheinlich, um sich die Sache zu überlegen.

„Fahren Sie fort," sagte ich, „was geschah dann?"

„Er wußte sofort, was Sir Lawrence meinte. ‚Ich bin bereit, jede Genugthuung zu geben, die ein Mann von einem andern erwarten kann,' sagte er.

„‚Ja,' erwiderte Sir Lawrence, ‚ich kann dir gelegentlich eine Kugel durchs Herz jagen, aber das ist eine armselige Genugthuung.'

„‚Du kannst auf meinem Klub von mir hören,' sagte der Kapitän, ‚aber vergiß nicht, Estmere, daß sie mein war, lange, ehe du gekommen bist und sie mir gestohlen hast.'

„‚Mach, daß du fortkommst,' rief Sir Lawrence, ‚ich könnte dich sonst auf der Stelle niederschlagen. Geh!' Kapitän Chesham lüftete seinen Hut und entfernte sich im Mondenschein. Bis zum nächsten Ort hatte er mindestens zehn Meilen zu gehen; seither habe ich ihn nicht wieder gesehen. Als er sich entfernte, ballte Sir Lawrence die Fäuste und machte einige Schritte hinter ihm her. Nachdem er noch einige Zeit vor dem Hause auf und ab gegangen war, warf er sich auf eine Rasenbank, und ich hörte ihn schluchzen, wie ich nie vorher ein menschliches Wesen habe schluchzen hören. Dann lief ich ins Haus und legte mich zu Bett."

„Ist das alles, was Sie zu sagen haben?"

„Alles, außer, daß ich glaube, daß er in der Nacht das Haus nicht mehr betreten hat; morgens war er drin, und die andern Dienstboten erzählten mir nachher, daß Mylady, die ihn zuerst begrüßt hatte, in ihr Zimmer zurückgegangen sei und ausgesehen habe wie niemals vorher; kurz darauf habe Sir Lawrence der ersten Kinderfrau befohlen, die Sachen des ältesten Knaben für eine Reise einzupacken, dann fuhr er mit diesem fort. Am nächsten Morgen reiste Mylady mit dem zweiten Kinde allein ab, nach London, wie sie sagte. Von jenem Tag bis heute habe ich von ihnen allen niemand wiedergesehen. Die Dienerschaft wurde sämtlich abgelohnt, und der Vater meines John mit der Verwaltung des Gutes betraut. Denn heiratete ich John, und als vor zehn Jahren der alte Mann starb, sagte man uns, wir sollten wie bisher hier weiterleben und Sorge tragen, daß nichts zu Grunde gehe. Nachher hörte ich noch, daß Sir Lawrence versucht habe, den Kapitän zu erschießen, daß es ihm aber nicht gelungen sei, ihn ganz zu töten."

„Er ist wenigstens seiner Lebtage lahm.“

„Ja, das habe ich gehört und mich darüber gefreut, denn von allen Schurken, die je gelebt haben, ist Chesham der schlimmste.“

Die Erzählung der guten Frau bekümmerte mich sehr. Was sollte ich Valentin sagen? Daß Frau Payne in aller Aufrichtigkeit sprach und nur das erzählte, was sie gesehen oder wenigstens zu sehen geglaubt hatte, daran konnte ich nicht zweifeln; was sie mir berichtet, war kein Dienstbotenklatsch. Der Zufall hatte sie selbst zum Zeugen dessen gemacht, was Sir Lawrence veranlaßt hatte, sein junges Weib zu verstoßen. Ich stellte ihr allerlei Fragen, so gut ich es vermochte, und fand überall die nämliche klare Darstellung der Thatsachen — sie hatte es eben selbst gesehen, darüber konnte kein Zweifel aufkommen. Und doch, trotzdem sprach sie mit großer Anhänglichkeit von ihrer ehemaligen Herrin, der sie bereitwillig jede andre Tugend zuschrieb.

„Welche Dienstboten waren denn damals im Hause?“ fragte ich.

„Außer der alten Kinderfrau und mir drei Mädchen und Myladys Kammerjungfer.“

„Wie hieß diese? Kann sie vielleicht irgend eine Aufklärung geben?“

„Sie hieß Mary Williams. Ich habe jahrelang nichts von ihr gehört; ich glaube, sie ist verkommen. Aber sie wußte auch nichts davon. Niemand hat etwas gewußt außer mir, und ich habe es für mich behalten und hätte es auch Ihnen nicht erzählt, wenn Sie mich nicht so gedrängt und mir nicht als Herrn Valentins Freund gesagt hätten, Sie wollten es wissen — ich bin nie ein Lästermaul gewesen.“

„Davon bin ich überzeugt, Frau Payne.“

„Alle Dienstboten klatschten natürlich darüber, aber ich habe ihnen nichts gesagt. Wollen Sie so gütig sein und der armen Lady Estmere meine Empfehlungen ausrichten? Hanna Jones, vergessen Sie es nicht.“

„Aber können Sie denn glauben, daß sie die Liebe ihres Gatten und die Stellung, die sie als seine Frau einnahm, für einen solchen Tropf, wie Chesham, aufs Spiel gesetzt hat? Sie haben doch gesagt, sie habe alles Gute in sich vereinigt.“

„Das hat sie auch, mein Herr, alles. Niemand als

meinen eignen Augen würde ich es geglaubt haben. Ich habe Ihnen gesagt, was ich gesehen habe."

„Ich habe allen Grund, zu glauben, daß Lady Estmere seither kein Wort mit Chesham gesprochen hat, das sieht doch nicht nach einer rasenden Leidenschaft aus."

„Nein, das thut es nicht. Aber der Kapitän war ein schlechter, schlechter Mann, und zu was er auch Lady Estmere gebracht haben mag, er hat es nicht aus Liebe zu ihr, sondern nur aus Rachsucht gethan."

„Aus Rachsucht?"

„Ja, weil er einst mit ihr verlobt war; diese Beziehungen waren längst aufgelöst, ehe sie Sir Lawrence kennen lernte, aber Chesham hat sich dennoch dadurch gerächt, daß er sie zu Grunde gerichtet hat. Er war ein wahrer Teufel. Ich glaube, daß er nur mit ihr an jenem Fenster gestanden hat, weil er wußte, daß Sir Lawrence jeden Augenblick zurückkommen konnte."

„Wie konnte er dies wissen? War Sir Lawrence denn argwöhnisch?"

„Argwöhnisch? Nein, mein Herr, er traute Mylady völlig bis zu jenem Augenblick. Daß ich von Rachsucht spreche, hat folgenden Grund: Wenige Tage nachher erzählte mir John — mein jetziger Mann — etwas sehr Sonderbares, worüber ich seither oft nachgedacht habe. An jenem Morgen, an dem Sir Lawrence weggeritten war, hatte er, etwa drei Meilen von Hause, Johns Vater getroffen; er hatte angehalten und ihn etwas über das Pachtgut gefragt, im Weiterreiten hatte er noch gerufen: ‚Wenn Sie zum Hause hinauf kommen, so sagen Sie, ich habe mich anders besonnen und werde heute abend wieder zurückkommen und gegen halb elf oder elf Uhr zu Hause sein.' Der alte Mann war auf dem Wege, um die Bestellung auszurichten, als er den Kapitän traf; um seine alten Beine zu schonen, teilte er diesem alles mit, was Sir Lawrence über seine Rückkehr gesagt hatte, und Chesham versprach, es im Hause auszurichten. Nun hat er aber niemand eine Silbe davon gesagt, mein Herr, jedenfalls nicht Mylady, denn sonst hätte sie sich sicherlich nicht gerade zu der Zeit mit ihm an das offene Fenster gestellt, zu der ihr Gatte zurückkommen mußte. Er aber hat es gewußt und hat sie, wie ich glaube, dahin geführt, damit Sir Lawrence sie sehen sollte."

„Das ist unmöglich! Das wäre die That eines Teufels, nicht eines Menschen."

„Dieser Chesham war auch ein Teufel. Ach, ich könnte Ihnen Dinge von ihm erzählen, die ich seither gehört habe! Aber es würde nichts dabei herauskommen."

Sicherlich hätte ich diese Erzählung als ganz unwahrscheinlich mißachtet, wenn ich mich nicht der bittern kaltblütigen Roheit erinnert hätte, die der Mann während seiner Begegnung mit Valentin gezeigt hatte.

„Man hätte dies aber Sir Lawrence erzählen müssen," sagte ich.

„Er war schon fortgegangen, und wir wußten nicht, wohin. Außerdem kann ich nicht einsehen, was es Mylady genutzt haben würde. Vielleicht hätte es Sir Lawrence noch mehr gegen den Kapitän erbittert, aber ich glaube, daß dies nicht nötig war."

Durch den letzten Teil von Frau Paynes Mitteilung fühlte ich mich wesentlich erleichtert. So ungeheuerlich der Gedanke auch scheinen mochte, so deuteten doch alle Anzeichen auf einen teuflischen Anschlag von Asmodeus. Nur schwer konnte ich mir eine so gewissenlose Natur und einen Beweggrund denken, der stark genug gewesen wäre, mit Erfolg einen solchen Plan auszuhecken. Alle Mutmaßungen versagten aber, wenn es sich darum handelte, zu erklären, was Lady Estmere hätte veranlassen können, hilfreiche Hand dazu zu bieten; nichts aber erschien mir so unmöglich und so unwahrscheinlich, wie der Gedanke, Lady Estmere sei um der Liebe eines Chesham willen von ihrer Höhe herabgestiegen. Noch immer gab es etwas, was herausgefunden werden mußte, und als ich mich erhob und mit Frau Payne wieder hinunterging, gelobte ich mir um Valentins und seiner Mutter willen, mich mit der Aufklärung dieses Geheimnisses zu befassen. Und wie glücklich würde Claudine sein, wenn ich die Wahrheit entdeckt hätte!

Vierzehntes Kapitel.

Reisegefährten.

Valentin erwartete uns in der Bildergalerie bei seinen Vorfahren, deren Bekanntschaft er heute zum erstenmal gemacht hatte. Aengstlich blickte er mich an, aber leider sah

er in meinen Augen wenig, was ihn hätte ermutigen können, doch zwang er sich, heiter zu scheinen.

„Ich habe schon gedacht, du seiest mit Frau Payne durchgegangen!“ sagte er. „Mein Freund hat jetzt wohl alle Ecken und Winkel im Hause gesehen?“

Frau Payne lächelte und betrachtete ihn mit großem Interesse.

„Wir müssen jetzt aber machen, daß wir fortkommen, Philipp,“ fuhr er fort. „Tausend Dank, Frau Payne! Leben Sie wohl und haben Sie die Güte, dies anzunehmen.“

Während er dies sagte, reichte er ihr eine Banknote, die sie zurückwies.

„Auch gut, dann schicke ich Ihnen das seidene Kleid aus der Stadt. Ich werde es nicht vergessen. Guten Tag!“

„Sie haben mir aber auch noch etwas andres versprochen, mein Herr.“

„Wahrhaftig,“ rief Valentin herzlich lachend, „ist es zu glauben, daß mich eine Dame an eine solche Schuld erst mahnen muß?“

Er neigte sich zu ihr hinab und gab ihr den gewünschten Kuß.

„Ach, Herr Valentin,“ sagte die gute Frau, „ich habe Sie viel tausendmal geküßt, ohne daß Sie es wußten. Ich war Ihr Kindermädchen.“

„Dann hat Ihnen mein Freund also meinen Namen genannt? Ich hoffe, Sie haben ihm gute Nachrichten für mich gegeben.“

„Ich fürchte, das ist nicht der Fall. Aber es kann doch noch alles recht werden, Herr Valentin. Sir Lawrence wird vielleicht milder werden und sich nach seinem jüngsten Sohn sehnen.“

„Und wenn Sir Lawrence mir diese Besitzung mit allem, was drum und dran hängt, schenken wollte, so würde ich doch keinen Fuß hierher setzen, ehe er das grausame Unrecht wieder gut gemacht hätte, das er meiner Mutter zugefügt hat.“

Valentin sprach scharf, und die arme Frau Payne war nahe daran, zu weinen. Ohne Zweifel war er begierig, meine Neuigkeiten zu hören, deshalb wurde der Abschied kurz gemacht und bald darauf standen wir auf dem Wege und hatten das Thor, durch das wir eingetreten waren, wieder hinter uns.

„Nun, Philipp,“ sagte er, „teile mir mit, was du erfahren hast. Ist es Gutes oder Schlimmes?“

„Schlimmes. Ich möchte es dir lieber nicht sagen.“

„Du wirst mir jedes Wort sagen, Philipp. Daß äußere Verdachtsgründe vorliegen müssen, das weiß ich ja, sonst würde mein Vater nie gehandelt haben, wie er es that. Ich muß aber herausbringen, wie das Mißverständnis entstanden ist.“

So erzählte ich ihm denn alles und war erfreut und erstaunt, daß ihm diese Nachrichten nicht so zu Herzen gingen, wie ich gefürchtet hatte. Es war etwas Schönes und Heiliges um Valentins Glauben an seine Mutter.

Er lachte verächtlich.

„Meine Mutter, die Lady Estmere, die du kennst, an einem Fenster stehend und einen Kapitän Chesham umarmend! Der Gedanke ist zu lächerlich, Philipp!“

„Kann sie nicht irgend eine Veranlassung dazu gehabt haben? Sie waren miteinander verwandt, wie du weißt, und Chesham kann als junger Mann anders gewesen sein als jetzt.“

„Nein, Philipp, nie; hätte sie es gethan, so hätte sie auch gewußt, wie das Mißverständnis entstanden ist, und würde die Sache aufgeklärt haben. Sie hat aber nie gewußt, warum mein Vater sie verlassen hat — nie.“

„Sie muß aber doch von dem Duell gehört haben.“

„Ja, und dadurch hat sie erfahren, daß Chesham auf irgend eine Weise in die Angelegenheit verwickelt ist. Seither hat sie kein Wort mehr mit ihm gesprochen.“

„Wen konnten Sir Lawrence und Frau Payne an jenem Fenster gesehen haben?“

„Das weiß ich nicht, mag es gewesen sein, wer will, meine Mutter war es nicht, Philipp,“ dann wandte er sich fast herausfordernd zu mir und fuhr fort: „Glaubst du an die Unschuld meiner Mutter — offen und ohne Vorbehalt?“

„Das thue ich, offen und ohne Vorbehalt,“ antwortete ich und streckte ihm meine Hand entgegen.

„Es war ein Anschlag dieses Schurken,“ sagte Valentin, „und ich werde ihm die Wahrheit schon noch einmal entringen.“

Valentin gelangte zu dem nämlichen Schluß wie Frau Payne, obgleich ich ihm noch gar nicht einmal berichtet hatte, daß Chesham die beabsichtigte Rückkehr Sir Lawrence verheimlicht hatte. Ich hielt es für besser, ihm davon nichts zu sagen, ehe ich mit Lord Rothwell gesprochen und dessen Rat eingeholt hatte. Mußte irgend etwas von Asmodeus in Er-

fahrung gebracht werden, so war Valentin der letzte, der dies unternehmen durfte. Ein Schlag, der ihn niedergestreckt hat, macht einen Mann nicht gerade geneigt, seine Verbrechen zu Nutz und Frommen des Angreifers zu bekennen. Ich überlegte, ob ich es wohl nach meiner Rückkehr in die Stadt über mich vermöchte, entgegenkommend gegen Chesham zu sein und so durch eine gelegentliche Andeutung oder Prahlerei, die ihm in der Unterhaltung entschlüpfen mochte, irgend welchen Vorteil für Valentin zu erringen. Daß Chesham sich offen genug über seine Heldenthaten aussprach, wußte ich von jenem Abend her, an dem ich ihm im Klub zugehört hatte. Allein schon der äußere Schein einer Freundschaft mit diesem Menschen war ein übermäßiger Preis für eine so schwache Hoffnung, dem ersehnten Ziel näher zu kommen. Jedenfalls hatte ich Zeit genug, über die Sache nachzudenken, da wir einige Wochen in Mirfield bleiben sollten. Kehrte ich nach London zurück, so war es noch früh genug, einen festen Entschluß zu fassen.

Wir hatten uns in Estmere Court so lange aufgehalten, daß wir beschlossen, in der nächsten anständigen Wirtschaft zu übernachten.

In einem kleinen Dorfe, durch das wir kamen, fanden wir denn auch Nachtquartier und am nächsten Morgen sogar ein Fuhrwerk, das uns die noch übrigen zwanzig Meilen bis zu unserm Bestimmungsort beförderte und dort wohlbehalten absetzte.

Unser edler Wirt hieß uns herzlich willkommen und bat lachend um Entschuldigung für die in seiner Junggesellenwirtschaft mangelnden Bequemlichkeiten.

„Seit zwei Jahren habe ich keinen Fuß hierher gesetzt," sagte er, „obgleich dies Haus mein Heim ist. Die Zimmer in diesem Flügel sind bewohnbar und so ziemlich behaglich, aber ich wage nicht, mich überall umzusehen. Bis zu diesem Jahre hatte ich die Jagd stets verpachtet, da ich aber im Hause nicht gern Fremde wollte, hat man es praktischerweise einfach abgeschlossen."

Wie wunderbar schien es mir, daß zwei der schönsten Besitzungen in dieser Gegend um derselben Frau willen verlassen und verödet sein sollten. Denn es war mir wohlbekannt, daß seine alte Liebe zu Lady Estmere die Veranlassung zu Lord Rothwells großen Reisen in fremden Ländern war, und daß das Publikum nur diesem Umstand mehrere der besten Reisebeschreibungen verdankt, die je geschrieben worden sind.

In welchem Zustand sich auch der übrige Theil des Hauses befunden haben mag, wir hatten hübsche Zimmer für unsre Gesellschaft, die am Abend noch vergrößert wurde durch die Ankunft meines alten Bekannten, Herrn Stanton, und unsers gemeinsamen Freundes Vigor. Den letzteren hatte ich bei Lord Rothwell eingeführt und seither standen sie in freundlichem Verkehr miteinander. Stanton hatte ich seit dem Abenteuer mit der Jacht nicht mehr gesehen; er und Vigor waren miteinander von London abgereist, sie waren einander gegenseitig fremd, aber durch Zufall in den nämlichen Waggon geraten. Der Bericht über ihre Reise war sehr lustig und gab uns während des Essens beständig Stoff zur Heiterkeit.

„Ich hasse jeden, der in demselben Coupé mit mir fährt," begann Stanton seine Erzählung.

„Ich auch," pflichtete ihm Vigor bei, „ich habe Sie schon gehaßt wie Gift, als ich Sie nur sah."

„Ich hatte mich gerade behaglich eingerichtet und wartete auf die Abfahrt des Zuges, als unser energischer Freund hereinstürmte und mich in meiner Einsamkeit störte."

„Er setzte einen abscheulichen Zwicker auf, betrachtete mich von Kopf zu Fuß, seufzte kläglich und begann dann eine Zeitung zu lesen," beklagte sich Vigor, „das war genug, um seine Abneigung zu erkennen zu geben."

„Er plumpste auf einen Sitz, zog einen Pack schmutzig aussehenden gedruckten Zeuges hervor — Korrekturbogen nennt man es — und begann, mit einem kurzen Bleistift zu korrigieren, packte alles in einen Umschlag und gab es bei der nächsten Station zur Post. Dann streckte er seine langen Beine von sich, steckte die Hande in die Taschen und sagte laut: ‚Gott sei Dank! Jetzt bin ich für einen Monat fertig!'"

„Er zuckte die Achseln und machte ein so ekelhaft hochmütiges Gesicht, daß ich seine Erscheinung zu studieren begann und mir innerlich Notizen über dieselbe machte, weil ich ihn in einer Geschichte, die ich nächstens schreiben will, verwerten möchte."

„Wie lange hat denn dieser angenehme Zustand der Dinge gedauert?" fragte Rothwell.

„Der Zeit nach Stunden — dem Raume nach hunderte von Meilen," lachte Vigor. „Ich haßte den Kerl, der sich so anmaßend zeigte, und verfolgte ihn deshalb."

„Ich suchte ihn los zu werden, aber er klammerte sich an mich an wie Sindbads alter Mann," seufzte Stanton.

„Wo wir umsteigen mußten," fuhr Vigor fort, „wartete ich, bis er in einen Wagen gestiegen war — dann folgte ich ihm wie sein Schatten. Er that, als ob er meine Gegenwart nicht bemerkte, aber er hat sie gefühlt."

„Das that ich allerdings," seufzte Stanton, „ich dachte, Sie wären der Berichterstatter irgend einer Zeitung und wollten an Ort und Stelle einen Mord beschreiben."

„Und ich dachte, bis ich Ihr Gewehr sah, Sie seien ein hochmütiger Handlungsreisender, der die zweite Klasse verschmähte."

„Wie endigte denn die Sache?" fragte ich.

„Etwa fünfzig Meilen vor dem Ziel unsrer Reise entdeckte ich mit Entsetzen, daß meine Cigarren alle geworden waren. Ich trennte mich von dem Ende der letzten erst, als sie mir die Lippen verbrannte; dann fügte ich mich in das unvermeidliche Elend."

„Wie die klugen Jungfrauen hatte ich metaphorisches Oel in meiner figürlichen Lampe," sagte Vigor.

„Der unausstehliche Kerl! Er hatte! Als ich den kleinen glimmenden Stummel wegwarf, zog er eine wohlversehene Cigarrentasche hervor und steckte sich eine lange Cigarre an. Ich sagte nichts."

„Aber er sah so pathetisch aus, das stumme Flehen seiner Augen war beredter als Worte. Ich reichte ihm meine Cigarrentasche."

„Ja, das that er," bestätigte Stanton, „ich nahm sie und besann mich, ob ich ihm Geld dafür geben solle. So dankbar ich ihm auch dafür war, daß er sich in weiser Voraussicht so wohl versehen hatte, hätte ich ihm doch lieber einen Sovereign für die Cigarre bezahlt, als mich in eine Unterhaltung mit dem Geber eingelassen."

„Wenn ich einem Bettler etwas gebe, erwarte ich keineswegs, daß er in seiner Dankbarkeit zu vertraulich wird."

„Ich sagte mir: Dies ist ein Kohlblatt, aber Kohlblätter sind immerhin besser als nichts. Aber holla! Die Cigarre, die mir mein Feind gegeben, hatte die Sonne der Havana gesehen."

„Dann fanden Sie Gefallen an ihm?" fragte Valentin.

„Keineswegs," entgegnete Vigor. „Er begann, mich gönnerhaft zu behandeln, und richtete eine Reihe Fragen an mich."

„Ich fragte ihn, wo er hingehe; er antwortete: ‚Nach

Ditchett Road.' Dann wollte ich wissen, warum er hingehe, und er entgegnete, er wolle dort jagen, was ich ihm nicht glaubte. ‚Wo haben Sie denn Ihre Büchse?' fragte ich. ‚Habe keine,' antwortete er, ‚mein Freund hat so viele, daß er mir gern eine leiht.' Ich beglückwünschte mich selbst, daß ich nicht mit einem Menschen zu jagen brauchte, der nicht einmal eine eigne Flinte hat, und hätte nur gern gewußt, wer dieser Freund sein könne."

„Er erzählte mir wunderbare Geschichten von langen Jagdzügen, die er mit seinem Freunde Lord Rothwell gemacht habe, sie waren aber so lang, daß ich sie nicht wiederholen kann."

Stanton schien es etwas unbehaglich zu werden.

„Dadurch erfuhr ich, wohin er ging," fuhr Vigor fort. „Ich lachte, sagte aber nichts. Sie hätten sein Gesicht sehen müssen, als ich in Ihren Jagdwagen stieg, Lord Rothwell, und er dadurch entdeckte, daß ich einer Ihrer Gäste sei."

„Es war ein entsetzlicher Schlag, aber ich suchte, das Beste daraus zu machen, und bin jetzt ganz ergeben," sagte Stanton.

„Wir wurden schließlich so vertraut miteinander, daß wir uns beinahe als alte Freunde vorkommen," erklärte Vigor. „Er kennt einige Leute, die ich kenne, und ich kannte einige, die er kennt. Etwa zwei Meilen von hier schnitten wir meine letzte Cigarre in zwei Teile. Ein Jagdwagen macht alle Menschen gleich, und so haben wir uns Freundschaft geschworen."

Niemals ist eine lustigere Gesellschaft um einen runden Tisch versammelt gewesen. Valentin war wieder ganz er selbst und beteiligte sich lebhaft an dem witzigen Wortgefecht zwischen Stanton und Vigor. Rothwell befand sich in guter Stimmung und wollte uns unsern Besuch bei ihm so angenehm als möglich machen, und ich, was hatte ich denn für Sorgen? Wenig mehr als die von andern. Ich hatte in Mirfield einen Brief von Claudine vorgefunden; es ging ihr gut und sie liebte mich; ein oder zwei Jahre würden schnell vergehen, mein Vater mußte ja auch wiederkommen, dann würde er sie sehen, sie lieben, und alles mußte gut werden. Jetzt zu Bett und von Claudinen geträumt, und von der großen Beute an Rebhühnern, die wir morgen machen werden. Rothwells Leute haben ihm gesagt, es habe noch nie so viele Hühner gegeben.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Hand des Schicksals.

Der nächste Tag war der „Erste“ und wir waren zwischen Rüben- und Stoppelfeldern viel zu emsig beschäftigt, um an etwas andres, als an Feldhühner denken zu können, und hatten einen sehr erfolgreichen Tag. Rothwell, der schon nahezu jedes Getier in der Welt geschossen hatte, dessen Bestimmung es ist, geschossen zu werden, handhabte sein Gewehr meisterhaft. Stanton stand ihm nicht viel nach. Auch meine eignen Leistungen fanden eine günstige Beurteilung, und selbst der gewehrlose Vigor trug seinen Teil zu der Beute bei. Valentin war der schlechteste oder wenigstens der nachlässigste Schütze in der Gesellschaft; ein hübsches Stück Landschaft konnte seine Aufmerksamkeit völlig von den Pflichten des Tages ablenken und seine Zerstreutheit zog ihm manche Neckerei von seinen Freunden zu. Wir hatten einen sehr erfolgreichen Tag, und Lord Rothwells Gesicht strahlte vor Vergnügen, als wir ihm unsre Befriedigung aussprachen.

Während der Frühstücksrast fanden Vigor und ich uns zusammen; Valentin war noch ein Stückchen weiter gegangen, um mit Künstlerblicken eine ungewöhnlich anziehende Aussicht zu betrachten, und Rothwell und Stanton waren noch mit dem Frühstückskorb beschäftigt.

„Warst du im Klub, als du das letzte Mal in der Stadt warst, Philipp?“ fragte Vigor, während wir unsre Cigarren ansteckten und uns zu einer halben Stunde Rast ins Gras streckten.

„Nur ein paar Minuten; ich habe niemand gesprochen.“

„Es geht ein unangenehmes Gerede über unsern jungen Freund,“ fuhr Vigor fort und deutete dabei auf Valentin.

„Was sagen sie denn von ihm? Hat er sein Wort gebrochen, ist er wahnsinnig geworden oder hat er eine Fälschung begangen?“

„Niemand weiß, wie solche Gerüchte entstehen, sie fliegen von Mund zu Mund. Wissen Sie schon? sagt Jones, und dann erzählt er es, entzückt, daß Smith noch nichts gehört hat. Hat Smith es aber schon gehört, so vergleichen sie das, was sie wissen, und sind von der Wahrheit überzeugt.“

„Nun also, was ist's? Ich will Smith sein, ich weiß noch nichts.“

„Man sagt, unser Valentin sei in Wirklichkeit Kapitän Cheshams Sohn. Wie das Gerücht entstanden ist, kann niemand sagen, aber man spricht und lacht darüber und findet eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen den beiden Männern. Abgesehen davon, daß beide blond sind, kann ich keine entdecken. Es ist aber für Valentin sehr nachteilig."

„Manches Gerede ist so lächerlich, daß es nicht einmal nachteilig sein kann," sagte ich sehr ärgerlich.

„Das ist alles schön und gut, aber die ganze Welt weiß, daß Lady Estmere und ihr Gatte getrennt leben, und ebenso wissen die meisten Leute, daß dein kostspieliger Freund Chesham sein hinkendes Bein nur einer Kugel von Sir Lawrence verdankt, und daß dies Duell kurze Zeit nach der Trennung der Gatten stattfand. Man greift dies alles an und stellt es zusammen, und so habe ich doch recht, wenn ich sage, daß es für Valentin sehr unangenehm und nachteilig ist."

„So laß es also nachteilig sein! Aber wo ist denn Chesham jetzt?"

„Vor etwa zehn Tagen soll er, wie ich höre, ins Ausland gereist sein. Unter den Spielern im Klub war Heulen und Zähneknirschen über die Art und Weise, in der er sie ausgebeutet hat."

„Nun höre, Vigor, ich will dir sagen, wie das Gerede entstanden ist. Chesham hatte besondre Gründe, es selbst auszustreuen."

„Man pflegt so etwas für gewöhnlich nicht zu thun."

„Chesham hat es gethan — er will Estmere ärgern. Er ist ein rachsüchtiger Mensch und vor einiger Zeit versuchte er — in meiner Wohnung — Valentin seine Bekanntschaft aufzudrängen; Valentin wies sie zurück und dann beleidigte ihn Chesham."

„Beleidigte ihn? Was that Valentin dann?"

„Er holte aus und Cheshams Kopf fuhr durch meinen Kredenztisch. Wie du weißt, ist Valentin recht kräftig."

„Es muß eine schwere Beleidigung gewesen sein, die Valentin veranlassen konnte, einen Krüppel zu schlagen."

„Das war es auch, eine unerträgliche Beleidigung; Valentin war ganz im Recht."

„Immerhin ist es sehr nachteilig für ihn," sagte Vigor nachdenklich. „Ich glaube nicht, daß die Sache dadurch besser würde, wenn der Streit unter die Leute käme."

„Nicht ein bißchen. Je weniger Worte, desto besser.“

Damit griffen wir wieder zu unsern Flinten und machten uns aufs neue an das Werk der Zerstörung. Was Vigor mir erzählt hatte, ärgerte mich sehr, und ich erblickte in diesem Gerede, das von Mund zu Mund ging, den Beginn von Cheshams Rache. Es konnte Valentin nicht viel schaden, abgesehen davon, daß der Name seiner Mutter in den Skandal hineingezogen wurde, dies aber mußte ihn, so wie ich ihn kannte, ins tiefste Herz treffen. So unangenehm mir die Sache auch war, so schöpfte ich doch aus dem Umstand Trost, daß diese neue giftige That Asmodis es um so wahrscheinlicher machte, daß Lady Estmeres Unglück das Resultat eines seiner teuflischen Anschläge war. Nachgerade war ich so begierig geworden, wie Valentin selbst, herauszubringen, welche Verräterei verübt worden war, und sehnte mich danach, zu hören, daß Chesham nach London zurückgekehrt sei, weil ich wußte, daß in Abwesenheit des Ränkeschmieds wenig entdeckt werden konnte.

Bei der ersten günstigen Gelegenheit erzählte ich Lord Rothwell von unserm Besuch in Estmere Court und berichtete ihm alles, was ich aus Frau Payne herausgebracht hatte. Schweigend lauschte er meinen Worten und blickte mich, während ich sprach, mit seinen treuen braunen Augen, in denen ein halb erstaunter, halb ernster Ausdruck lag, voll an.

„Sie haben mir mehr mitgeteilt, als Lawrence je gethan hat,“ sagte er. „Manches wird mir dunkler, manches klarer. Ob es wohl wirklich etwas wie ein Schicksal gibt, Philipp? Kam Valentin nach Estmere Court, ohne zu wissen, daß es seines Vaters Haus ist?“

„Er wird wohl gewußt haben, daß wir uns in der Nachbarschaft befinden, aber ich bin überzeugt, daß er keine Ahnung davon hatte, als wir das Haus betraten.“

„Und Valentin und Sie mit ihm haben die ganze Besitzung durchstreift und wirklich einen Augenzeugen gefunden, der wußte, wann Sir Lawrence sein und seines Weibes Leben zerstört hat? Es sieht aus, als ob hier doch das Schicksal gewaltet hätte. Habt ihr irgend welche Bilder gesehen, Philipp?“

„Die gewöhnliche Reihenfolge edler Ahnen.“

„Keins von Sir Lawrence Estmere?“

„Nein, die gute Frau sagte uns, daß sich ein von Millais gemaltes Bild von Sir Lawrence in dem diebessicheren Zimmer

befinde. Valentin bot fünfzig Pfund, um es sehen zu dürfen; es schien ihm sehr viel daran zu liegen. Kann man nicht auf irgend einem Wege den Schlüssel bekommen, Lord Rothwell?“

„Mir ist wenigstens keiner bekannt, und es ist auch besser so. Sollte Valentin irgendwo mit seinem Vater zusammentreffen, so ist es besser, sie sind einander fremd, solange diese Wolke zwischen ihnen liegt.“

Ich sagte ihm mehr, als ich Valentin gesagt hatte, denn ich berichtete ihm auch Frau Paynes letzte Mitteilung über Cheshams Kenntnis von der bevorstehenden Rückkehr Sir Lawrences. Ein Strahl inniger Freude erhellte sein Antlitz, als er dies hörte. Noch nie hatte ich ihn so aufgeregt gesehen. „Schicksal,“ rief er, „Schicksal! Das reinste, lieblichste Weib wird gerechtfertigt werden, wenn auch nicht in den Augen der grausamen Welt, so doch in denen ihres Gatten, und er wird ihre ganze Welt sein. Jetzt kommt es aber darauf an, den leitenden Faden zu finden und Cheshams Schurkerei zu enthüllen. Ich fange an, abergläubisch zu werden, Philipp, und glaube, daß Ihre Hand dazu bestimmt ist, den Verrat ans Licht zu bringen.“

„Wie weit glauben Sie, daß ein Mann von Ehre gehen darf, um diesen Zweck zu erreichen?“ fragte ich.

„Was meinen Sie damit?“

„Bis jetzt habe ich noch keinen Streit mit Chesham gehabt; er ist ein Mann, der mit cynischer Gleichgültigkeit von den Sünden seiner Jugend spricht. Wenn ich ihm Freundschaft heuchelte in der Hoffnung, eines Tages durch irgend eine gelegentliche Prahlerei den Schlüssel zu finden — würde dann der Zweck das Mittel heiligen?“

Rothwell blickte mich mit beinahe frauenhafter Zärtlichkeit an und legte seine Hand auf meinen Arm.

„Alles, was Sie in Bezug auf Chesham thun, alles, ausgenommen ein thatsächliches Verbrechen, läßt sich rechtfertigen. Ich betone dies ausdrücklich. Heucheln Sie Freundschaft, wenn Sie können, machen Sie sich zum Genossen seiner Zechgelage, verlieren Sie Ihr Geld beim Kartenspiel an ihn — ich will Ihre Verluste mit tausend Freuden tragen; suchen Sie sein Vertrauen zu gewinnen, bewundern Sie seine schlechten Thaten, Sie sind durch das Ziel, das Sie im Auge haben, in allem gerechtfertigt. Philipp, ich sage es noch einmal, die Hand des Schicksals zeigt sich in alledem.“

„Jetzt," fuhr er ruhiger fort, „will ich Ihnen einen Brief zum Lesen geben, Philipp, er ist von Lady Estmere. Sie schrieb ihn kurze Zeit nach unsrer ersten Begegnung nach der Katastrophe, nachdem ich in ihre reinen Augen geblickt und gesehen hatte, daß alles eine Lüge, eine teuflische Lüge sei, nachdem ich ihr gesagt hatte, daß wenigstens ich wisse, daß ihr unrecht geschehen sei."

Wir saßen in seinem Arbeitszimmer, Lord Rothwell erhob sich, schloß einen kleinen Kasten auf, in dem er wichtige Papiere verwahrte und den er überall mit sich führte, und nahm einen Brief heraus, den er mir einhändigte.

„Lesen Sie ihn, wenn Sie allein sind," sagte er, „er enthält, wie ich glaube und wie auch Sie sehen werden, einen Bericht über alles, was Lady Estmere von der Sache weiß. Sie hat ihn mir geschrieben, damit ich ihn ihren Söhnen gebe, falls sie vor mir sterben sollte."

Dieser Brief schien mir ein so heiliges Vermächtnis, daß ich zögerte, ihn anzunehmen.

„Bei Licht betrachtet, bin ich ihr aber doch verhältnismäßig fremd," sagte ich. „Habe ich das Recht, ihn zu lesen? Wäre es Lady Estmere wohl angenehm, wenn sie wüßte, daß Sie ihn mir mitgeteilt haben?"

„Das kann ich am besten beurteilen," entgegnete Lord Rothwell, „nehmen Sie den Brief, lesen Sie ihn und machen Sie sich eine Abschrift davon, falls Sie dies für zweckmäßig halten; Sie können ihn mir morgen wieder zurückgeben."

So steckte ich den Brief ein und wir gesellten uns zu den andern, die im Rauchzimmer über einen Scherz Valentins lachten.

Wie wunderbar drängen sich doch oft die Angelegenheiten andrer in unser Leben! Ich, der ich Valentin nur wenige Monate kannte, trug einen Brief seiner Mutter in der Tasche, den er erst nach ihrem Tode zu lesen bekommen sollte. Lord Rothwell mußte es wohl am besten wissen, aber trotz seiner entschiedenen Worte hatte ich doch das Gefühl, daß er Lady Estmeres Vertrauen an einen Fremden verrate; doch mochte er mich vielleicht wegen meiner Beziehungen zu Claudine, wenn er diese auch mißbilligte, als ein Glied der Familie betrachten.

Als wir uns auf unser Zimmer zurückgezogen hatten, schob ich die Kerze vor mich hin und begann, den Brief zu lesen. Es kam mir wie eine Entweihung vor, als ich den

vergilbten Brief entfaltete, der schon vor vielen Jahren geschrieben worden war und der, Lord Rothwell ausgenommen, nur den Nächsten und Liebsten der Schreiberin nach dem Tode zu Gesichte kommen sollte. Er lautete also:

„Mein lieber Lord Rothwell! Der Tag wird kommen, an dem einer meiner Söhne, möglicherweise auch beide, zu Ihnen als meinem einzigen Freunde kommen und Sie um Aufklärung bitten werden über das Benehmen meines Gatten gegen mich; vielleicht auch wollen sie erfahren, wessen Schuld es ist, daß zwei Leben, soweit man bis jetzt erkennen kann, zerstört worden sind. Deshalb habe ich gedacht, es sei besser, niederzuschreiben, was ich Ihnen neulich schon mündlich gesagt habe. Ich kann nur über unsre Trennung selbst berichten, den Grund derselben muß Sir Lawrence Estmere mitteilen. Als er mir an jenem Unglücksmorgen, an dem er geschäftehalber von Dower House nach Estmere Court ritt, lebewohl sagte, waren wir, glaube ich, das glücklichste und zärtlichste Ehepaar von der ganzen Welt. Kein Wölkchen war zwischen uns; als ich mich in jener Nacht zur Ruhe legte, sehnte ich den nächsten Tag herbei; denn ich grämte mich selbst wegen einer so kurzen Trennung. Früh am Morgen kehrte er zurück, doch als ich ihn sah, bemerkte ich in seinem Gesicht eine Veränderung, die mich erschreckte. Sobald wir allein waren, sagte er, er habe alles entdeckt und sei Zeuge meiner Untreue gegen ihn gewesen. Alle meine Bitten, meine Forderung sogar, mir diese sonderbaren Worte und den unwürdigen Verdacht zu erklären, wurden mit bittrem Hohn, mit neuen Beleidigungen und Vorwürfen über meine Falschheit beantwortet. Ich demütigte mich vor ihm; ich warf mich ihm zu Füßen und beschwor ihn bei seiner Liebe zu mir, zu unsern Kindern, mir zu sagen, wie ich mich in Worten, Gedanken oder Thaten gegen ihn verfehlt habe. Möge Gott ihm vergeben! Mit bittrem Hohn auf den Lippen stand er da und wies meine Bitten verächtlich zurück. Wie konnte sich die Liebe eines Mannes, eine Liebe wie die seine in wenigen Stunden in bittren Haß verwandeln? Endlich kamen mir mein Stolz und das Unrecht, das ich erlitt, zu Hilfe und meine Liebe mußte der Entrüstung weichen, die der Zweifel an meiner Treue in mir erregte. Ich erhob mich und trat ihm so stolz entgegen, wie er mir, und sagte, daß ich überzeugt sei, ein Mann, der seine Frau für treulos halte, könne

nicht wünschen, länger mit ihr zusammenzuleben, ich ersuche ihn deshalb, mir seine Wünsche und Pläne für die Zukunft mitzuteilen. ‚Ich werde noch heute abreisen,‘ sagte er kalt, ‚wir werden uns nie wiedersehen; mein Anwalt wird sich mit Ihnen ins Einvernehmen setzen.‘ ‚Und die Kinder?‘ fragte ich. ‚Der älteste Knabe,‘ erwiderte er, ein grausames Lächeln auf den Lippen, ‚der glücklicherweise meine Züge trägt, wird mich begleiten, den jüngeren verleugne ich und überlasse ihn Ihnen. Ich werde keinen offnen Skandal herbeiführen, wir werden einfach übereinkommen, getrennt zu leben!‘

„Bei diesen Worten verließ er das Zimmer, und ich habe ihn seither nicht wiedergesehen. An demselben Tage verließ er Dower House und nahm meinen geliebten Jungen mit sich; am nächsten Tage begab ich mich mit meinem jüngsten Kinde nach London.

„Das ist alles, was ich weiß. Zu Unschuldsbeteuerungen lasse ich mich nicht herab; ich bete nicht einmal darum, daß Sir Lawrence im Laufe der Zeit noch entdecke, daß er mir unrecht gethan hat; eher könnte ich darum beten, daß er niemals erfahren möge, daß sein Weib nie einen Gedanken gehabt hat, der nicht sein gewesen wäre. Was ich jetzt leide — was er leidet — wäre nichts im Vergleich zu der Qual, die er empfinden würde, falls er je erführe, daß er den grausamsten Schlag einem Weibe versetzt hat, das ihn nicht verdiente, und zwar dem Weibe, das er einst so heiß geliebt hat.

„Nochmals danke ich Ihnen für Ihre gütige Teilnahme und bin stets, mein lieber Freund, Ihre ergebene

Margarete Estmere.“

Wieder und wieder las ich den Brief; ich machte von der Erlaubnis Lord Rothwells Gebrauch und nahm eine Abschrift. Dann dachte ich so lange an Lady Estmere und das Unrecht, das man ihr gethan hatte, bis meine Entrüstung schließlich einen solchen Grad erreicht hatte, daß ich meine Faust gegen einen eingebildeten Sir Lawrence ballte. Dank diesem Brief und der Erzählung von Frau Payne lagen die Thatsachen jetzt vor mir, als ob sie mir von den beiden handelnden Personen selbst berichtet worden wären. Mehr und mehr schien sich mir die Sache auf einen rachsüchtigen Anschlag Cheshams zuzuspitzen, und fester und fester wurde in mir der Entschluß, die Wahrheit herauszubringen. Wäre

Chesham in London gewesen, so glaube ich, daß ich am nächsten Tage zurückgereist wäre, um das Werk zu beginnen. So wie die Sache lag, mußte ich seine Rückkehr abwarten. In der Nacht träumte mir, ich sei ein alter Ritter und im Begriff, als Kämpe Lady Estmeres mit Chesham einen tödlichen Zweikampf auszufechten. Da ich in voller Rüstung war, mein Gegner aber nur einen Gesellschaftsanzug trug, würde der Ausgang jedenfalls sehr befriedigend für mich gewesen sein, wenn nicht die Frühstücksglocke plötzlich ertönt wäre und dem Streite ein Ende gemacht hätte.

Als ich Lord Rothwell den Brief zurückgab, sagte ich ihm, daß meiner Ansicht nach niemand, der ihn gelesen, im Zweifel über die Sache sein könne, und daß ich glauben würde, Sir Lawrence sei das Opfer eines Anfalls von Monomanie geworden, wenn ich nicht die Erzählung Frau Paynes gehört hätte.

Während unsers Aufenthalts in Mirfield, der bis Mitte Oktober währte, sprachen wir wenig mehr über die Sache. Ich habe stets mit großer Freude an diesen Besuch zurückgedacht; das Wetter war schön, die Jagd gut und die Gesellschaft unterhaltend. Nach wenigen Tagen hatte Valentins Interesse an der Jagd nachgelassen und Leinwand und Malkasten waren an die Stelle der Jagdtasche und der Büchse getreten. Er entwarf einige Skizzen nach der Natur, und ich begann, ihm mit mehr Ueberzeugung, als ich es bisher gekonnt, Ruhm und Erfolg zu prophezeien. Auch Lord Rothwell lobte und ermutigte ihn; Vigor ließ, wie es einer Autorität zukam, keinen guten Faden an seinen Leistungen, und Stanton schalt Vigor, daß er dies that. Valentin nahm Lob und Tadel mit seiner gewöhnlichen guten Laune auf; außer dem einen großen Kummer hatte er keine Sorgen. Er lachte am häufigsten und lautesten von allen und unterhielt uns oft stundenlang mit seinen Scherzen und seinem Gesang; seine Juwelen und seine sonstige Prachtliebe waren ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung und der Neckerei und seine gute Laune war unverwüstlich.

Doch trotz dieser angenehmen, harmonischen Gesellschaft konnte niemand mit größerem Entzücken wieder nach London zurückkehren als ich, denn Claudine hatte mir geschrieben, daß sie gedenke, einige Tage in London zuzubringen, damit wir uns sehen und unsre Liebesschwüre erneuern könnten. Auch Valentin sprach viel von seinem großen Bilde; so packten

wir unsre sieben Sachen ein und kehrten, von der frischen Luft gestärkt, gebräunt von der Sonne, mit gestählten Muskeln nach der großen Stadt zurück und fühlten uns fähig, allem trotzzubieten, was das Schicksal uns etwa vorbehalten haben würde.

Sechzehntes Kapitel.

„Da kommt er!"

Ueber die nächsten anderthalb Jahre, in denen sich wenig ereignet hat, was für mein oder der andern Leben von Belang gewesen wäre, kann ich schnell hinweggehen. Trotz des grimmigen Generals war Claudine ihrem Worte treu geblieben. Sie ist in meinen Augen schöner als je, und meine Liebe zu ihr wird immer größer und größer. Den Hochzeitstag haben wir noch nicht festgesetzt, obgleich Claudine schon seit einigen Monaten volljährig ist und ihr Vormund mit militärischer Pünktlichkeit und Genauigkeit seine Rechnung abgelegt und sie zur unbeschränkten Herrin über etwas mehr als tausend Pfund jährlich gemacht hat. Er ergänzte seine Rechnungsablegung mit einer Warnung vor Abenteurern im allgemeinen und vor Mitgiftjägern im besondern und beschwor sie bei dem Andenken an ihren Vater, ihre unselige Verlobung mit jenem jungen Mann Namens Norris zu einem baldigen Ende zu bringen.

Claudine hörte ihm respektvoll zu und versicherte ihn, nachdem sie ihm für seine langjährige Güte und Sorge für sie gedankt hatte, daß sein Mißtrauen unbegründet sei und daß sie beabsichtige, mich zu heiraten, sobald ich es wünsche. Daraufhin wusch der alte Herr unter vielen unheilvollen Prophezeiungen seine Hände in Unschuld über das Geschick seines Mündels und ihre sonstigen Angelegenheiten.

Jetzt hält sie sich auf unbestimmte Zeit bei Lady Estmere auf und ist halb beleidigt, daß ich nicht wünsche, sie sofort zu heiraten. Hat sie nicht Geld genug für uns beide? Aber ich bin stolz und kann mich nicht entschließen, ganz auf Kosten meiner Frau zu leben, so lieb und edel sie auch sein mag. Soviel mir bekannt ist, bin ich gänzlich von meinem Vater abhängig und, obgleich es die größte Selbstverleugnung

von mir erfordert, bin ich doch entschlossen, meine Hochzeit bis zu seiner Rückkehr zu verschieben. Alle, die das Recht haben, mir einen Rat zu geben, loben meinen Entschluß, aber alle sprechen so leichthin davon, daß es sich nur darum handle, sechs, neun oder zwölf Monate zu warten, und keiner denkt daran, daß es Claudine Neville ist, auf die ich warte, und so finde ich nicht die gebührende Anerkennung für meine Selbstverleugnung. Da ich sie aber sehen kann, so oft ich will, hoffe ich, es doch fertig zu bringen und geduldig die Rückkehr meines Vaters abzuwarten.

Wo ist er? Beinahe zwei Jahre sind verflossen, seit er seine Reise angetreten hat, und nur zwei kurze Briefe sind in meine Hände gelangt. Sie sind von irgend einem überseeischen Ort bei den Gegenfüßlern datiert und berichten wenig über sein Thun und Lassen; er schreibt, er befinde sich körperlich und geistig besser, könne aber die Zeit seiner Rückkehr noch nicht bestimmen, doch glaube er, daß er eines Tages des Herumstreifens in fremden Ländern überdrüssig werden und sich nach England sehnen werde, dann wolle er sofort zurückkommen. Er erwähnt nicht, daß er einen Brief von mir erhalten habe, vielleicht hat er die verabredeten Orte gar nicht berührt. Das steht fest, daß mein Vater ein sonderbarer Mann ist, und ich hoffe von Herzen, daß sein langes Herumreisen ihn von einigen seiner Sonderbarkeiten heilen werde. Schreiben will ich ihm nicht wieder, es ist doch nur verlorene Zeit. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich, vielleicht, wenn ich es am wenigsten erwarte, einen Brief oder ein Telegramm mit der Nachricht von seiner Rückkehr erhalten. Möchte dies doch bald geschehen, denn Claudine sehnt sich ebensosehr danach, ihn zu sehen, als ich.

Auch Lady Estmere wartet um Claudines und, wie ich weiß, auch um meinetwillen gespannt auf seine Ankunft in England. Ich sehne mich danach, diese zwei Menschen miteinander bekannt zu machen, weil ich weiß, daß ihre vornehmen Naturen viel Gemeinsames haben. Mein Vater ist, wie ich gewiß weiß, viel zu edel, um sich um das Gerede der Welt zu kümmern. Er wird, wie ich selbst, in Lady Estmeres Zügen lesen, daß es gänzlich unmöglich ist, zu denken, daß etwas Wahres an jener Verleumdung sei.

Sie ist ganz dieselbe geblieben wie immer — sanft, gefaßt, gütig, aber auch traurig. Meine Freundschaft für sie hat sich in innige Zuneigung verwandelt, die von ihr, wie ich mit

Stolz sagen darf, erwidert wird. Der Tag, an dem ich Sir Lawrence Estmere aufsuchen und ihm den unwiderleglichen Beweis von seines Weibes Unschuld bringen kann, wird einer der glücklichsten meines Lebens sein.

Aber ach, wie wenig habe ich trotz meinem Lord Rothwell gemachten Versprechen und meinen jesuitischen Plänen bis jetzt zu diesem Zweck thun können! Meine Hoffnung, irgend etwas aus Chesham herauszubringen, hat sich nicht verwirklicht. Es ist wahr, die Gelegenheit war nicht günstig, weil sich der Spitzbube seit meinem damaligen Ausflug in den Norden nur wenige Tage in London aufgehalten hat. Während der kurzen Zeit seiner Anwesenheit fand ich Gelegenheit zu einigen einleitenden, entgegenkommenden Schritten; ich verlor etwas Geld an ihn — es war nicht viel — und dann ging er nach dem Festlande zurück. Halb und halb hatte ich vor, ihm zu folgen, aber bei näherer Ueberlegung beschloß ich, seine Rückkehr abzuwarten, die bis jetzt noch nicht erfolgt ist, obgleich sie, wie ich hörte, vor dem Herbst erwartet werden kann.

Auch Lord Rothwell ist im Auslande. Nachdem eine zweite Auflage seines Buches erschienen war, wurde er wieder von der Wanderlust ergriffen und machte sich auf den Weg in neue Länder. Wir schieden etwas kühl voneinander, das heißt, ich von ihm, nicht er von mir. Er hatte ein neues Versprechen von mir verlangt, Claudine nicht vor der Rückkunft meines Vaters zu heiraten. So gute Freunde wir auch waren, so vermochte ich doch nicht einzusehen, warum er so ängstlich den ganz unwahrscheinlichen Fall in Betracht gezogen haben wollte, daß mein Vater sich meiner Verbindung mit einem reichen, mir mindestens ebenbürtigen Mädchen widersetzen sollte. Daß es in meiner Lage unrecht gewesen wäre, zu heiraten, ohne meinen Vater zu Rate zu ziehen, mußte ich zugestehen, aber was ging dies Lord Rothwell an? So kam es, daß ich mich von ihm, obgleich ich ihn bis zu seiner Einschiffung in Southampton begleitet hatte, mit einer Kälte verabschiedete, die meinem Herzen wehe that, als sich sein freundliches Gesicht nach mir umwandte und seine treuen, ehrlichen Augen mir nachblickten. Als ich in das Beischiff zurückging, versuchte ich deshalb, durch die Wärme der Grüße, die ich ihm noch zuwinkte, meine Mißstimmung wieder gut zu machen.

Er hat mir mehrere Male geschrieben und verspricht in seinem letzten Briefe, zur Hühnerjagd zurück zu sein.

Und Valentin Eſtmere? Er iſt nicht mehr ganz der Valentin von vor zwei Jahren. Doch weiß ich, obgleich ich etwas von ſeiner Munterkeit und leichten Sorgloſigkeit vermiſſe, daß er nach andrer Seite hin gewonnen hat. Den unwiderſtehlichen Zauber ſeines Weſens hat er nicht eingebüßt, aber er iſt geſetzter, weniger leichtſinnig geworden und weiß, daß das Leben doch etwas ernſter iſt, als er gedacht hatte. Valentin hat erfreuliche und auch ſchlimme Erfahrungen gemacht. Als Künſtler hat er einen hübſchen Erfolg zu verzeichnen; voriges Jahr hat ſeine große Landſchaft Aufnahme in der Akademie gefunden, aber das Bild hatte keinen guten Platz gehabt; wie wir ja alle wiſſen, werden Landſchaftsmaler von den Herren, die in der Jury ſitzen, ſtets unfreundlich behandelt. Immerhin fand ſich ein Käufer für ſein Bild und erſt Jahre nachher erfuhr er, daß derſelbe ein Bevollmächtigter von Lord Rothwell war.

Valentin kaufte Edelſteine und ſchöne Kleider und zeichnete ſich durch äußeren Glanz noch mehr aus als früher. Wir lachten über ſeine Schwäche, hatten ihn aber um derſelben willen eher noch lieber.

In dieſem Jahre hängen zwei ſeiner Bilder an den Wänden von Burlington Houſe; eines davon hat einen Käufer gefunden — diesmal kein Strohmann — und wir prophezeien, daß ſich der Junge auf dem beſten Wege zu Glück und Ruhm befinde.

Dies waren ſeine erfreulichen Erfahrungen; nun zu den gegenteiligen!

Es war kein Zweifel, daß trotz allem, was ich dagegen thun konnte, unter den Herren unſrer Bekanntſchaft der Glaube beſtand, Cheſham habe nicht gelogen, als er behauptete, Valentin ſei ſein Sohn. Sogar unſer Freund Vigor zuckte die Schultern, wenn ich verſuchte, die Sache lächerlich zu machen; er kümmerte ſich kein Jota darum, weſſen Sohn Valentin war, aber da er Lady Eſtmere nicht kannte, ſchien ihm die Verleumdung nicht ſo unerhört.

„Nun höre 'mal, Philipp," ſagte er, „alles, was wir wiſſen, iſt dies: Mann und Frau leben getrennt; Sir Lawrence hat ſich mit Cheſham geſchoſſen. So gemein es iſt, es auszuſchreien, ſo iſt es doch aller Wahrſcheinlichkeit nach wahr."

Es machte keinen Eindruck auf ihn, daß ich über ſeinen Unglauben entrüſtet war; ſo lieb er Valentin hatte, er konnte nichts andres ſagen und fuhr fort, die Achſeln zu zucken.

Wie es mit Vigor war, so war es auch mit andern. Als Chesham die paar Tage in London zubrachte und Valentin, der zu stolz war, ihm aus dem Wege zu gehen, in das Klubzimmer trat, bemerkte ich, wie die Anwesenden bedeutungsvolle Blicke miteinander wechselten. Einmal hörte ich einen der Herren sagen, daß zwischen Chesham und Valentin eine Aehnlichkeit bestehe, die jeden Zweifel ausschließe.

Sahen sie sich ähnlich? Beide waren blond und, da Lady Estmere und Chesham weitläufige Verwandte waren, ist es nicht unmöglich, daß Leute, die eine Aehnlichkeit suchten, auch eine solche finden konnten — aber eine Aehnlichkeit, die unter andern Umständen niemals bemerkt worden wäre.

Valentin, der ganz wohl wußte, was die Leute über ihn sagten, war wütend über das von Chesham ausgestreute Gerücht, aber was konnte er thun? Die Hände waren ihm gebunden. Chesham zur Rechenschaft ziehen, hieß alten Skandal wieder aufrühren und den Namen der Mutter, die er abgöttisch verehrte, in den Schmutz ziehen. Nein, er mußte es schweigend ertragen. Ich war der einzige, bei dem er sein Herz ausschütten konnte.

Dies war, wie ich wohl wußte, Cheshams Rache für den erhaltenen Schlag — eine Rache, die, wie er hoffte, Valentin durch sein ganzes Leben nachgehen sollte.

Etwa um dieselbe Zeit verliebte sich Valentin; er, der mir Claudine so kaltblütig abgetreten hatte, fiel der holden Leidenschaft ebenso völlig zum Opfer, als es mein Geschick gewesen war. Der Gegenstand seiner Wahl war hübsch genug, um den Vergleich mit jeder — Claudine natürlich ausgenommen — aushalten zu können; sie war die Tochter eines Mannes aus guter Familie, der zwar nicht vermöglich, aber so stolz wie Lucifer war. Dessenungeachtet gelang es Valentin, ihn herumzubringen, und er teilte sein Glück seinen Freunden mit. Ach es war von kurzer Dauer! Wenige Wochen, nachdem er seine Einwilligung gegeben, schrieb ihm Herr Moberley, Valentins ersehnter Schwiegervater, daß er sich infolge peinlicher Thatsachen, die zu seiner Kenntnis gekommen seien, veranlaßt sehe, die Verlobung wieder aufzuheben und Herrn Estmere sein Haus zu verbieten.

Herr Estmere verlangte natürlich eine Erklärung und wurde dahin berichtet, daß der Makel, der auf seiner Geburt laste, Herrn Moberley zu seinem Vorgehen berechtige. Valentin war halb gebrochen. Allerdings schwur Fräulein Moberley,

ihm treu zu bleiben und in alle Ewigkeit auf ihn zu warten, aber Valentin wußte, daß sie in den Händen ihres Vaters Wachs war.

Valentin klagte mir sein Leid, und ich wußte, daß nur Cheshams Bosheit dies veranlaßt haben konnte, auch ehe Valentin einen Brief empfing, der nur folgende Zeilen enthielt: „Selbst wenn ein Sohn seinen Vater schlägt, sollte er erst dessen Erlaubnis einholen, ehe er sich verlobt."

Es funkelte ein eigentümlicher Lichtglanz in Valentins Augen, als er mir den Brief einhändigte. Gleich nach Empfang desselben hatte er sich auf die Suche nach seinem Feinde gemacht, konnte aber nur erfahren, daß derselbe England an diesem Tage verlassen habe.

„Ich reise ihm nach und töte ihn," sagte Valentin, „das wird der Verleumdung ein Ende machen."

Ich mußte all meinen Einfluß aufwenden, um diesen Schritt zu verhindern, mußte ihn im Namen seiner Mutter beschwören, ihm die ganze Thorheit zeigen, die er beginge, wenn er diesen Mann aufsuchte, und ihm klar machen, daß er die Sache dadurch zehnmal verschlimmern würde. Endlich fügte er sich, aber er war sehr unglücklich.

Nicht eine Silbe erfuhr seine Mutter über den wahren Ausgang der Verlobung, die so glückliche Aussichten eröffnet hatte; sogar seinen Kummer verbarg er vor ihr, nur ich allein wußte, wie tief er verwundet worden war; ich allein sah ihn in seinen traurigen Stimmungen.

Bei andern, zeitweise auch bei mir, kam die ungekünstelte Heiterkeit und Fröhlichkeit seiner Natur wieder zum Durchbruch. Vielleicht war er doch, wie Claudine sagte, leichtlebig, so daß seine Wunden schnell heilten.

Nachdem ich nun die Ereignisse der letzten anderthalb Jahre kurz berichtet habe, kann ich meine Erzählung wieder aufnehmen.

An einem heißen Julitag, der das Londoner Straßenpflaster fast zum Glühen und, die es betreten mußten, fast zur Verzweiflung brachte — suchten Valentin und ich irgend einen kühlen Fleck zu finden und grollten über die lästige Hitze.

„Ich kann es nicht länger aushalten," sagte Valentin, „ich weiß nicht, auf was ich noch warten soll; die Saison verläuft im Sande. Morgen gehe ich an die See."

Nun hatte ich zufälligerweise in der letzten halben Stunde

Luftschlösser gebaut und geträumt, ich säße in einer mir bekannten kühlen Höhle an der Küste von North Devon und beobachtete die kühlen, grünen Wogen, die sich reihenweise an den grauen Klippen zu meinen Füßen brächen. Etwa hundert Yards von dem Ort, an den meine Einbildungskraft mich versetzte, befand sich ein Streifen festen braunen Sandes, nach dem ich hundert und aber hundertmal durch das köstliche, kühle, durchsichtige Wasser geschwommen war. Es war mir in diesem Augenblick, als fühle ich das scharfe, prickelnde Stechen der Wogen, durch die ich mir den Weg bahnte, und es überkam mich, wie Valentin, eine gewaltige Sehnsucht, die heiße Stadt zu verlassen.

Ich antwortete Valentin dadurch, daß ich diese Träume ins Praktische übersetzte und auf seinen Gedanken, die Stadt zu verlassen, sofort einging. Wohin sollte es gehen? Ich war bereit, ihn zu begleiten; einen Ort um den andern schlug ich vor, traf aber keine glückliche Auswahl; der eine war zu modern, der andre zu abscheulich; Valentin wollte vor allem eine schöne Küste haben. „Dann mußt du nach Cornwall oder Devon gehen," sagte ich. „Warum auch nicht?" rief Valentin. „Ich habe einen glücklichen Einfall; laß uns zu deinem väterlichen Turm zurückkehren, Philipp, laß uns den Schauplatz deiner unschuldigen Kindheit aufsuchen, wo du so poetisch geworden bist und mit den brandenden Wogen Freundschaft geschlossen hast."

„Du wirst dich langweilen, Valentin."

„Ist es mir meiner Lebtage einmal langweilig gewesen? Schreibe — telegraphiere — sage, daß wir morgen oder übermorgen kommen werden."

Es war ihm völlig Ernst, und ich, der ich mich danach sehnte, meine eigenartige alte Heimat wiederzusehen, war ihm zu Willen. Wir gingen in das einsame Haus und unterhielten uns dort zehn Tage lang, so gut wir konnten.

Es hatte sich dort wenig geändert; es waren noch dieselben Dienstboten da, und die Fischer lebten noch wie damals in ihren Hütten auf der Höhe der kleinen Bucht. Alles, was einstens dem Knaben gehört hatte, fand ich noch in dem alten Zimmer vor, von dessen Fenster aus ich so oft auf die immer gleiche und doch so veränderliche See geblickt hatte.

Doch etwas fehlte mir, ohne das mir das Haus nicht die wahre Heimat sein konnte — meines Vaters Anwesen-

heit. Es schien mir so unnatürlich, in die Bibliothek zu treten, und ihn nicht in seinem rundlehnigen Sessel über den großen, unter Stößen von Büchern und Papieren ächzenden Tisch, gebeugt zu sehen; so unnatürlich und fremd, ohne ihn bei Tisch zu sitzen und in der Dämmerung nicht den Tönen zu lauschen, die er dem Instrumente entlockte. Der ganze Platz war in meiner Erinnerung so mit ihm verwachsen, daß ich mir gar nicht wie „zu Hause“ vorkam.

Valentin und ich brachten unsre Tage angenehm genug zu; er hatte einige schöne Motive gefunden und verbrachte viele Stunden mit Skizzieren, wobei ich oft lesend oder plaudernd neben ihm lag. Außerdem beschäftigten wir uns mit Segeln und Fischen; mein altes Boot war eines natürlichen Todes verblichen, aber wir ließen uns ein größeres aus Ilfracombe kommen, und ich bewies meinen alten Freunden, den Fischern, daß Herrn Philipps Hand ihre Sicherheit in London nicht verloren hatte.

Valentin war nach zwei Tagen jedermanns Freund. So vertraute ihm unsre gute, alte Haushälterin ihre ganze Geschichte von dem Tage, an dem ihr Mann auf der See ertrunken war, an. Außerdem berichtete sie ihm ausführlich und genau über die Tage meiner Kindheit, was ich durch das offne Fenster vernahm, während ich im Garten saß und eine Angelrute zurecht machte. Da dieser Bericht schmeichelhafter für mich ausfiel, als ich verdiene, will ich ihn nicht wiederholen. Als endlich die guten, breiten, melodischen Devonshirer Worte versiegten, blickte ich verstohlen durch das Fenster und sah Valentin an Frau Lees Bügeltisch sitzen, eine große Schüssel mit Himbeeren neben sich, während sein Gesicht von guter Laune und Vergnügen leuchtete und er der gewiß uninteressanten Erzählung aller meiner kleinen Heldenthaten lauschte.

Das blühende Devonshirer Mädchen, das Frau Lee zur Unterstützung beigegeben war, starrte ihn mit offnem Munde an, als ob mein glänzender Freund irgend ein ungeheurer überseeischer Vogel wäre, der sich nach diesem verborgenen Ort geflüchtet hätte. Der grobkörnige alte Gärtner, der Schrecken meiner Kindheit, stieß seinen Spaten in die Erde und sah ihm, ohne auch nur die Stirn zu runzeln, zu, wie er den Garten seiner schönsten Früchte beraubte, obgleich er wußte, daß der größte Teil derselben unter die kleine Herde flachshaariger Knaben und Mädchen verteilt werden würde,

die in den Fischerhütten ein und aus gingen und dem Ruf des lustigen jungen Herrn ohne Scheu Folge leisteten.

So verging die Zeit, bis wir wieder an unsre Abreise nach der Stadt denken mußten, und dieselbe auch wirklich auf den nächsten Tag festgesetzt hatten.

Valentin beendigte eine Skizze — ein Stück purpurroten Moorlandes — ich erfreute mich meiner letzten Segelfahrt, denn das Boot sollte morgen zurückgeschickt werden. Als ich lange genug gekreuzt hatte, landete ich und ging nach Hause zurück. Da Valentin noch nicht da war, machte ich mich auf den Weg, ihn zu suchen. Da es nur einen Weg von dem Moor nach Torwood gab, konnte ich ihn unmöglich verfehlen und ich verfolgte den Pfad so weit, bis ich sehen konnte, wo er in das Moor endigte. Dann streckte ich mich, weil ich müde war, auf den weichen, elastischen Rasen nieder, um Valentins Kommen zu erwarten. „Da kommt er ja!“ sagte ich, als ich sah, daß eine Gestalt um die Ecke bog und den Weg herabkam. Nein, es ist nicht Valentin; es ist ein älterer Mann, aber dessen Gestalt ist Valentin ähnlich genug, um aus der Ferne für ihn genommen zu werden. Wer ist es, der diesen Weg verfolgt, der nur das eine Ziel hat? Ich sprang auf, beschattete meine Augen mit der Hand, wagte meinen Sinnen nicht zu trauen und blickte wieder und immer wieder hin. Näher und näher kam er, und endlich wußte ich, daß ich nicht träumte — daß ich mich nicht getäuscht hatte. Dann lief ich ihm entgegen, so schnell mich meine Beine tragen wollten, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich weinend, wie ein zwölfjähriger Junge, meine Arme um meinen Vater schlang und ihn, vor Freude stammelnd, in der Heimat willkommen hieß.

Ende des ersten Bandes.

die in den Fischerhütten ein und aus gingen und dem Ruf des lustigen jungen Herrn ohne Scheu Folge leisteten.

So verging die Zeit, bis wir wieder an unsre Abreise nach der Stadt denken mußten, und dieselbe auch wirklich auf den nächsten Tag festgesetzt hatten.

Valentin beendigte eine Skizze — ein Stück purpurroten Moorlandes — ich erfreute mich meiner letzten Segelfahrt, denn das Boot sollte morgen zurückgeschickt werden. Als ich lange genug gekreuzt hatte, landete ich und ging nach Hause zurück. Da Valentin noch nicht da war, machte ich mich auf den Weg, ihn zu suchen. Da es nur einen Weg von dem Moor nach Torwood gab, konnte ich ihn unmöglich verfehlen und ich verfolgte den Pfad so weit, bis ich sehen konnte, wo er in das Moor endigte. Dann streckte ich mich, weil ich müde war, auf den weichen, elastischen Rasen nieder, um Valentins Kommen zu erwarten. „Da kommt er ja!“ sagte ich, als ich sah, daß eine Gestalt um die Ecke bog und den Weg herabkam. Nein, es ist nicht Valentin; es ist ein älterer Mann, aber dessen Gestalt ist Valentin ähnlich genug, um aus der Ferne für ihn genommen zu werden. Wer ist es, der diesen Weg verfolgt, der nur das eine Ziel hat? Ich sprang auf, beschattete meine Augen mit der Hand, wagte meinen Sinnen nicht zu trauen und blickte wieder und immer wieder hin. Näher und näher kam er, und endlich wußte ich, daß ich nicht träumte — daß ich mich nicht getäuscht hatte. Dann lief ich ihm entgegen, so schnell mich meine Beine tragen wollten, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich weinend, wie ein zwölfjähriger Junge, meine Arme um meinen Vater schlang und ihn, vor Freude stammelnd, in der Heimat willkommen hieß.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conway, Hugh

Lebend oder tot Roman in zwei Bänden

Bd.: 1

Stuttgart (1887)
L.eleg.g. 126 n-3,24/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11640333-9